Paed. Pr.
946.

Paed. Pr. 946

Erzählungen

Laed. Floyd

R

Erzählungen

aus der

Naturgeschichte

für Kinder.

Berlin, 1796.
Bei C. G. Schöne.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Der hurtige Peter S. 13
Von den Menschen in Südamerika 17
Körperliche Stärke und Geschicklichkeit der Negern und Mulatten in Südamerika 19
Von der Perlenfischerey 21
Geschicklichkeit der Neger bey dem Fange der Manta's 24
Der Krokodill in Südamerika 26
Gutthätigkeit der Einwohner von Carthagena gegen Abentheure 30
Einige Natur-Beobachtungen von Portobello 35
Einige Züge der Lebensart der Einwohner von Carthagena 41
Gebrauch des Weins im einländischen Handel der Spanier mit den Indianern von Arauco 47
Ein Beyspiel der Gutmüthigkeit und Lebensart der sogenannten Wilden in Nordamerika 50
Ein anderes Beyspiel der Sittlichkeit der Wilden 56
Die indische Heldin, 58
Die gelehrige Klapperschlange 59
Beschreibung zweyer merkwürdigen Ortschaften der Sakier und Ottigamier in Canada 61
Einige besondere Merkwürdigkeiten Indiens 64
Der Wasserfall von St. Anton 67
Erhabnes religieuses Gefühl eines jungen indischen Prinzen 69
Einige Lieder und Reden der Indier 71
Die Zeit 75
Die Helden 78
Die Feigheit 82
Thomas Morus 88
Ueber die Schönheiten der Natur 96

Ver-

Verzeichniß der merkwürdigsten Flüsse

1. in Europa
Die Oder und Elbe S. 100
Die Weser, der Mayn und Rhein 105
Die Donau 108
Die Embs und Maas 109
Die Schelde und Themse 110
Die Seine und Schone 111
Die Garonne und Loire 112
Die Guadiana 113
Der Guadalquivir und Tajo 114
Die Tiber und der Arno 115
Der Po, die Weichsel und Memel 116
Der Niester, die Düna und der Dnieper 117
Die Wolga und Syre 118
Der Motalastrohm 119
2) in Asia,
Der Jordan 119
Der Euphrat 120
Der Tiger 121
Der Indus und Ganges 122
Der Amu und Amur 125
Der Oby 126
Der Pezora, und Salinga 127
Der Lena, Jenisei, und Jaic 128
Der Jem und Hoang-ho 129
3. in Afrika,
Der Nil 130
Der Niger oder Senegall 134
Der Gambia oder Gambra 136
Der Zaire 137
Der Gambon 138
4. in Amerika,
Der Missisippi 138
Der St. Lorenzstrohm 139
Der Amazonenfluß 140
Eine Kinder-Scene am Geburtstage ihres Vaters 142
C. A. M. zum ersten Geburtstage seines kleinen Vetters 145

Den

Hochgebohrnen G. G. und F. F.

H**** und S** v. B***

Meinen

Theuersten Freundinnen.

Ich weiß, daß Sie es gerne sehen, meine Theuersten, wenn ich Sie so nenne; denn ich kenne Ihre ächten Begriffe von wahrer Hoheit und Edelmuth, und wie sehr Sie Sich bestreben der nachahmenswürdigsten Denkart **Ihrer erhabnen Aeltern** zu folgen.

Da ich eine geraume Zeit das Glück gehabt habe, täglich eine Stunde an **Ihren** Bemühungen Theil zu nehmen, die Sie unter der besten Aufsicht zur Bildung Ihres Geistes und Herzens, und zur Erlangung nützlicher Kennt-

 nisse

nisse rühmlichst anwenden; so nehme ich mir die Freyheit **Ihnen** diese geringen Blätter zu widmen, die **Ihnen** vielleicht in sofern nicht ganz unangenehm seyn werden, als Sie bey einiger Nebenzeit dadurch dasjenige in vermischten Erzählungen wiederholen können, was **Ihr** Lieblingsgeschäfte, die Lectüre, bereits **Ihrem** Gedächtniß anvertrauet hat.

Wenn ich mich dieser Freyheit, ohne vorher um **Ihre** Erlaubniß zu bitten, bedienet habe: so ist es geschehen, theils, weil ich von **Ihrer** Güte zu sehr überzeugt bin; theils und hauptsächlich

aber,

aber, um wenigstens durch eine kleine Ueberraschung, wenn ich sie anders bey einem so geringen Umstande erwarten kann, mir selbst einiges Vergnügen zu machen.

Aus dieser Ursache, denn ich kenne Ihre Bescheidenheit, habe ich auch Ihre theuersten Namen nicht ausdrucken lassen. Namen, wissen Sie, machen nur Geschrey und sind leerer Schall, und die Tugend bleibt darum nicht verborgen.

Verzeihen Sie, **Theuerste**, den kleinen Fehler, daß ich so viel rede; Sie wissen ja, daß man nicht leicht

abbrechen kann, wenn man zu Personen redet, mit welchen man sich gern unterhält.

Ich empfehle mich Ihrer fortdauernden Gewogenheit und verharre mit größter Hochachtung,

Dero

unterthänigster Diener
der Verfasser.

Anrede

Anrede
an
meine jungen Leser.

Lieben Kinder,

Ihr habt genug zu lesen, nicht wahr? und eure Erholung? — das erste beste Spiel, was euch einfällt, und wenn es so frisch von einem aufs andere fortgeht. Nun, Kinder, dies könnt ihr nicht immer so haben, so viel werdet ihr schon von euern Lehrern wissen. Ich will euch auch das Spiel nicht entziehen; es ist einmal eine nöthige Unterhaltung für euch. Aber, lieben Kinder, gewöhnt euch nur so, daß das Spiel nie eure liebste Unterhaltung sey, sonst wird

es Leidenschaft; es muß nur Erholung seyn, so lange, bis ihr auch lernet, diese Erholung in nützlicheren Beschäftigungen zu suchen. Ihr werdet schon an der Lebensart eurer Aeltern, Lehrer und anderer gemeinnützigen Männer bemerkt haben, daß sie jede Lücke ihrer Thätigkeit mit einem anderen nützlichen Zweck auszufüllen wissen; und dies ist immer so die Art gescheuter und edeldenkender Menschen, zu welcher Klasse ihr doch gewiß auch heran wachsen wollet. Nehmt also nie ein Beyspiel an so vielen anderen, die nur in sinnlicher Zerstreuung und Gedankenlosigkeit ihre Erholung suchen. Diese müssen euch immer verdächtig scheinen; denn die bösen Folgen davon zeigen sich bald.

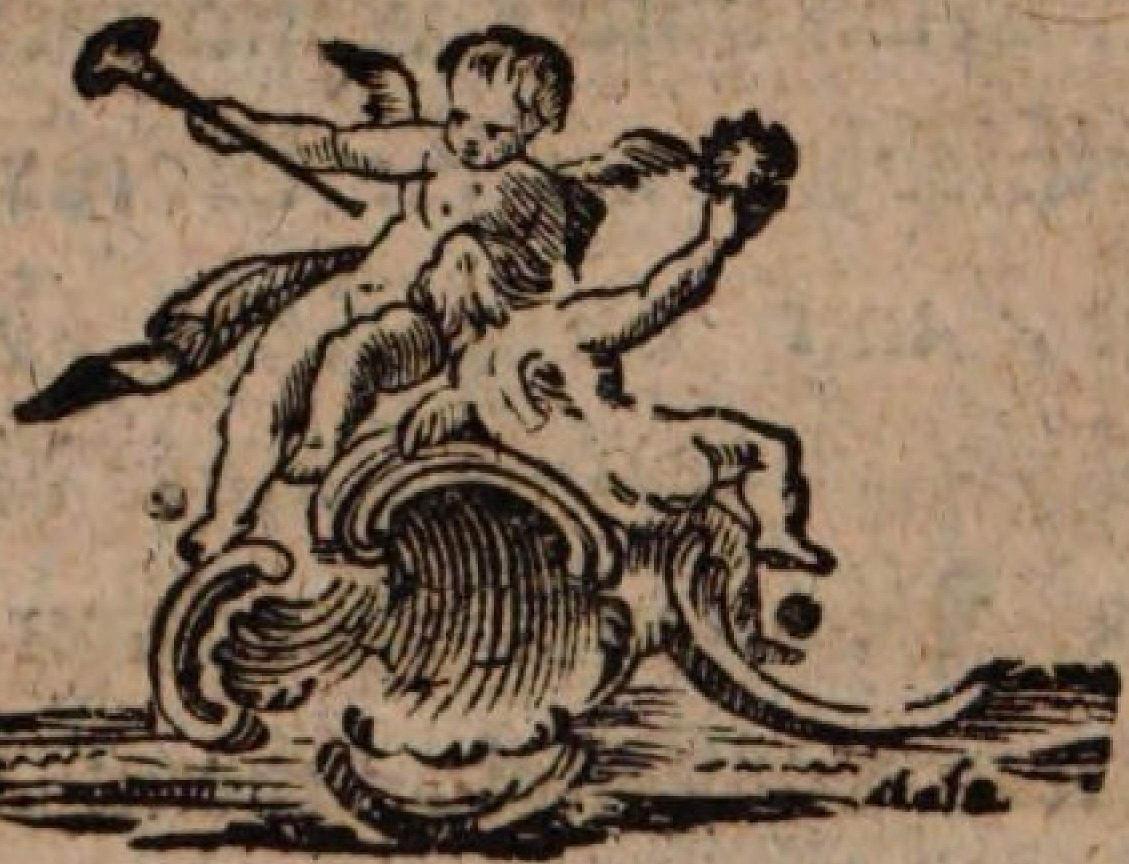
Ich will es versuchen, durch diese Blätter etwas zu eurer Erholung beyzutragen. Aus dem Abgange derselben werde ich bald urtheilen, ob ihr deren mehr wünscht, und dann werd' ich mich freuen, daß auch ich eine Lücke meiner gewöhnlichen Beschäftigungen nicht ohne Nutzen ausgefüllet habe. Vielleicht ist euch manches, was ihr hier findet, schon bekannt — Denn, wie sollt' ich erwarten können, daß euch alles noch unbekannt seyn sollte —: ich denke aber, wenn

ich

ich euch nach mir beurtheilen soll, daß ihr gern von neuem bey einem Gegenstande verweilet, wenn ihr ihn gleich öfter schon euerm Geist dargestellet habt. Denn, wer unter euch nur irgend mannigfacher Ideen fähig ist, der wird, wenn er von neuem einer Betrachtung über einen Gegenstand nachhängt, immer neue Unterhaltung finden. Siehet man doch Gemälde, Kupferstiche, rc. und selbst die täglichen Gegenstände der Natur immer gern wieder, wenn man sie gleich vielfältig gesehen hat. Und wie würd es uns armen Geschöpfen gehen, wenn wir so ein halbes Jahrhundert und länger, bey dem ewigen Einerley unsers Gesichtskreises in die Welt hineinleben, wo die Natur, gleich einem Rade, mit jedem Jahr abläuft, von neuem anhebt, und uns immer dieselben Gestalten von Blumen, Früchten, Thieren, Insecten rc. darstellet, wenn unser Geist nicht fähig wäre immer neues Vergnügen daraus zu schöpfen; so daß alle Menschenalter, so lange die Welt stehet bis itzt, noch nicht fähig gewesen sind, die großen und unzähligen Gegenstände, die uns umgeben, zu fassen und zu ergründen.

Ich folge keiner gewissen Ordnung, um euch desto besser zu unterhalten und nur zu eurer Erholung zu schreiben. Es folgt aber zugleich hieraus, daß ich nicht ohne alle Wahl für euch schreiben darf, und die Art, wie ich diese anstelle? — doch dies ist euch zu weitläuftig und zu geringfügig; euch verlangt nach der Hauptsache. — Wohlan also!

J. G. B.



Der

Der hurtige Peter. *)

So nennt man aus Spott, wegen seiner ausserordentlichen Langsamkeit und Faulheit, eines der merkwürdigsten Thiere in Südamerika. Dieses Thier ist an Gestalt einem Affen von mittler Grösse ähnlich, aber von einem scheußlichen Ansehen; denn die Haut ist gräulichbraun, und voller Runzeln, und die Beine und Füsse sind ohne Haare. Es ist so träge, daß es sich niemals bewegt, ausser wenn es vom Hunger getrieben wird, und es giebt keine Zeichen der Furcht, weder vor Men-

*) Euer Freund Raff hat, wie ihr euch erinnern werdet, schon mehr von diesem Geschöpf, unter dem Namen Faulthier, erzählet; hier sind nur einige andere Züge, die ihr dort nicht findet. Ueberhaupt wird dies in folgenden der Fall seyn; denn ich erschöpfe nichts, weil es zu weit führen würde, welches mein Zweck nicht ist. Dazu wird man euch schon grosse Werke und Kupfersammlungen vorlegen.

Menschen noch vor wilde Thiere, von sich. Wenn es sich bewegt, so ist jede Anstrengung mit einem solchen Klageton, und zugleich mit einem so unangenehmen Geschrey begleitet, das zugleich Mitleiden und Abscheu hervor bringt; und dies geschieht sogar bey der geringsten Bewegung des Kopfs, der Beine, oder der Füsse, und kommt vermuthlich von einer durchgängigen Zusammenziehung der Muskeln und Nerven seines Körpers her, welche demselben, wenn es sich bewegen will, die heftigsten Schmerzen verursacht. In diesem unangenehmen Geschrey besteht seine ganze Vertheidigung; denn da es ihm natürlich ist, bey dem ersten feindseligen Angriff eines jeden Thieres fliehen zu wollen; so stellet es bey einer jeden Bewegung ein solches Geheule an, das seinem Verfolger selbst unerträglich ist, der es bald verläßt, und sogar davon läuft, um dem Schall dieses abscheulichen Geschreyes zu entgehen. Dieses Geschrey macht es auch nicht blos zu der Zeit, wenn es sich bewegt; es wiederholet dasselbe, wenn es sich ausruhet, indem es eine lange Zeit ohne Bewegung liegt, ehe es einen andern Weg nimmt. Die Nahrung dieses Thieres sind insgemein wilde Früchte; und wenn es keine auf der Erde finden kann, so siehet es sich nach einem wohlversehenen Baum um, den es mit vieler Mühe hinauf klettert; und um sich ein solches nochmaliges mühsames Hinaufklettern zu ersparen, pflückt es alle darauf befindliche Früchte ab, und läßt sie auf die Erde fallen; und damit

es

es nicht die Mühe habe, den Baum herab zu steigen, so rollt es sich, wie eine Kugel, zusammen, und fällt von den Zweigen herab. Am Fusse dieses Baumes bleibt es so lange, bis alle Früchte verzehret sind, und bewegt sich nicht ehe wieder, als bis der Hunger es nöthiget, aufs neue Nahrung zu suchen.

Nicht wahr? lieben Kinder, das ist ein recht unglückliches Geschöpf, und ihr seyd gewiß recht sehr froh, daß ihr Munterkeit und Kräfte habt, euch ohne alle schmerzhafte Empfindung nach Gefallen zu bewegen. Ihr fühlet gewiß, wie unendlich viel ihr vor diesem elenden Geschöpfe voraus habt. Darum laßt es auch eure erste Pflicht seyn, eure Kräfte nützlich anwenden zu lernen, und seyd fleißig. Der Fleiß ist die erste Tugend, aus welcher alle andere fliessen. Denn wer sich ohn' Unterlaß nützlich beschäftigt, entgeht vielen Versuchungen zum Bösen. Die Sparsamkeit ist fast die erste natürliche Folge eines unabläßigen Fleisses; denn die Verschwendung findet keine Zwischenräume, und der Fleiß macht unsern Geist gesetzt. Merkt aber auch, daß nicht die Eilfertigkeit, sondern die Emsigkeit den wahren Begriff und den wahren Werth des Fleisses bestimmt; denn die Bedachtsamkeit, diese nothwendige Eigenschaft bey jedem Geschäfte, verträgt sich nicht gerne mit der Eilfertigkeit. Bedachtsamkeit wird noch niemand gereuet haben; wohl aber Eilfertigkeit. Man

wird allemal Mängel an eurer Arbeit finden, auch dereinst noch, wenn ihr als erwachsene Menschen in Allem, wie man es erwartet, ausgelernt habt; denn Unvollkommenheit ist einmal das Loos der Menschheit. Allein bey der Eilfertigkeit werdet ihr allemal mehr Gefahr laufen, als bey der Bedachtsamkeit; darum sucht euch vor allen Dingen diese Eigenschaft zu erwerben. Kommt ihr gleich später am Ziele als andere, so habt ihr doch eure Sache gewiß besser gemacht. Prüfet euch aber wohl, ob eure vermeinte Bedachtsamkeit sich zu einer bequemen Langsamkeit gesellet, welche bald in eine Art von Faulheit ausarten kann, die ärger ist, als Eilfertigkeit, obgleich in beiden Fällen eure Arbeit nachläßig erscheinen wird. Der wahre Probirstein, daß ihr die ächte Mittelstrasse des emsigen Fleisses beobachtet, ist die **Unverdrossenheit.** Der Eilfertige so wenig, als der Langsame, können sich dieser Eigenschaft rühmen. Denn jener arbeitet obenhin, um sich bald los zu reissen; und dieser schleppet sich ohne Ende, um der Anstrengung zu entgehen, und beide machen sich dadurch der Nachläßigkeit schuldig.

Denkt, Kinder, ein solcher Vorwurf ist unerträglich; ihr befördert nie mehr euer eigen Glück, als wenn ihr euch in keinem Stück nachläßig finden lasset.

Von den Menschen in Südamerika

Erzählt man uns, daß beide Geschlechter viel Verstand und Scharfsinn und einen guten Kopf zur Erlernung aller mechanischen Künste besitzen. Dies ist insbesondere bey denen sichtbar, die sich auf die Gelehrsamkeit legen, und die in einem zarten Alter eine Urtheilskraft und einen Scharfsinn blicken lassen, der unter andern Himmelsgegenden erst nach einer langen Reihe von Jahren und nach dem angestrengtesten Fleisse erlangt wird. Diese glückliche Beschaffenheit währet so lange, bis sie zwischen zwanzig und dreissig Jahren sind, und alsdenn nehmen sie gemeiniglich so geschwind ab, als sie vorher zugenommen haben; ja, ehe sie zu diesem Alter gelangen, und wenn sie die Früchte ihrer Bemühungen einerndten sollten, hält eine natürliche Nachlässigkeit sie in ihrem ferneren Laufe auf; sie entfernen sich von den Wissenschaften, und lassen die erstaunlichen Wirkungen ihrer Fähigkeiten unvollkommen. Die vornehmste Ursache der kurzen Dauer eines so viel versprechenden Anfanges, und der Veränderung zu einer nachlässigen Gemüthsart, die man bey diesen vortreflichen Köpfen so oft gewahr wird, ist ohne Zweifel der Mangel gehöriger Gegenstände zur Uebung ihrer Fähigkeiten, und die geringe Hofnung, daß sie jemals zu einer Bedienung, die ihre angewandte Bemühungen belohnt, werden befördert werden. Denn

da es in diesem Lande weder Armee noch Flotte giebt, und der bürgerlichen Bedienungen nur wenige sind: so ist es gar nicht zu verwundern, daß sie, da sie keine Hofnung haben, auf diese Art ihr Glück zu machen, ihren Eifer, sich in den Wissenschaften hervor zu thun, verlieren, und in Nachlässigkeit, die Vorläuferin des Lasters, versinken, wobey sie den Gebrauch ihrer Vernunft verlieren, und die guten Grundsätze ersticken, die sie, als sie noch jung und unter gehöriger Aufsicht waren, aufmunterten. Eben dieses ist auch in den mechanischen Künsten offenbar, in welchen sie sich frühzeitig hervorthun, und, wegen der erwähnten Ursachen, bald wieder abnehmen.

Seht, lieben Kinder, auch in diesem Stück seyd ihr glücklicher als jene Menschen; ihr sehet voraus, daß euer Vaterland eure Talente und erworbene Fähigkeiten nicht unbenutzt lassen, und dadurch euer Glück befördern wird. Allein lernet auch frühzeitig Künste und Wissenschaften ohne allen Eigennutz und um ihrer selbst willen lieben, und macht euch rechte Begriffe vom wahren Glück, das nicht in Pracht und Ueberfluß und äusserlichen Ehrenzeichen bestehet, wozu ihr durch euren etwanigen Fleiß in Künsten und Wissenschaften zu gelangen hoffet. Schon die Urweisen des Alterthums bewiesen es ihren Zeitgenossen, daß Weisheit und Wissenschaft ihren Lohn

Lohn in sich selbst fände und niemand bey ihr zu Grunde gienge; wohl aber bey der Thorheit. Denkt, wenn ihr es einst weit gebracht habt, daß es immer noch geschicktere Leute giebt als ihr; und da ihr weise und ächte Patrioten seyd, so werdet ihr euch gewiß deshalb freuen, daß man in eurem Vaterlande Köpfe antrift, die zum Dienst desselben noch besser anzuwenden sind als ihr. Der unsterbliche Gellert sagt:

O! selig, wen ein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke;

Und in Wahrheit, mancher würde glücklicher gewesen seyn, wenn ihn ein gutes Geschick dafür bewahrt hätte. Gemeinnützig seyn, ist die allgemeine Pflicht, der allgemeine Zweck, die allgemeine Ehre der menschlichen Gesellschaft; und diesen Zweck, diese wahre Ehre, lieben Kinder, könnt ihr jederzeit, unter allen Umständen, in jeder Lage, in jedem Alter erreichen, sobald ihr eure Jugend nützlich zugebracht habt und weise seyd. Welcher vernünftige Mensch, groß oder geringe, wird euch dann nicht schätzen; und was könnt ihr mehr verlangen?

Körperliche Stärke und Geschicklichkeit der Negern und Mulatten in Südamerika.

Ihr habt gewiß schon gehört, lieben Kinder, welch ein grimmiges Thier der Tyger ist, und

wer solte es glauben, daß ein Mensch das Herz und die Kraft haben könnte, einem solchen Ungeheuer sich zu widersetzen und es zu erlegen. In den Wäldern um Portobello giebt es eine Menge solcher Ungeheuer, und da die Wälder fast bis an die Häuser der Stadt stossen; so wagen die Tyger sich oft zur Nachtzeit in die Strassen, und schleppen Geflügel, Hunde und andere häusliche Thiere fort; zuweilen sind ihnen auch wohl Kinder zur Beute geworden; und es ist gewiß, daß die Raubthiere, wenn sie einmal Menschenfleisch gefressen haben, dasselbe allem andern vorziehen. Ausser den Schlingen die man ihnen gewöhnlich legt, sind auch die Negern und Mulatten, die das Holz in den Wäldern der Gebirge fällen, sehr geschickt, den Tyger anzugreifen; und einige suchen dieselben sogar in ihren Höhlen auf, um den darauf gesetzten geringen Lohn zu erhalten. Die Waffen deren sie sich bey diesem so gefährlich scheinenden Angrif bedienen, sind nur eine Lanze, zwey oder drey Ellen lang, die von einem sehr festen Holz verfertiget ist, und deren Spitzen im Feuer gehärtet sind; und ein Säbel, der etwa drey Viertel Ellen lang ist. So bewafnet warten sie, bis das Thier auf den linken Arm, der die Lanze hält, und in einen kurzen Mantel gewickelt ist, einen Anfall thut. Zuweilen scheint der Tyger, der die Gefahr merkt, dem Gefechte auszuweichen; allein sein Gegner reizt ihn, durch eine leichte Berührung mit der Lanze, um ihn, wenn er sich vertheidiget, desto sicherer tref-

fen

fen zu können: denn sobald das Thier die Lanze fühlt, ergreift es dieselbe mit einer von seinen Klauen, und mit der andern hauet es nach dem Arm der sie hält. Alsdenn sucht der Neger mit seinem Säbel, den er in der andern Hand verborgen hält, demselben einen Hieb beyzubringen und den Tyger lahm zu hauen, der nun wüthend zurückzieht, aber bald einen neuen Angrif wagt; da er denn, wenn er einen andern solchen Hieb erhalten hat, seiner gefährlichsten Waffen gänzlich beraubt, und sich zu bewegen nicht weiter im Stande ist. Hierauf kann der Neger ihn mit Musse tödten, und nachdem er demselben das Fell abgezogen, und den Kopf und die Vorder= und Hinterfüsse abgehauen hat, kehret er mit diesen Siegeszeichen prangend nach der Stadt zurück. Ein anderes Beyspiel der Geschicklichkeit dieser Menschen findet ihr in folgendem Stück.

Von der Perlenfischerey.

Zu dieser Fischerey brauchen die Eigenthümer der Negern die geschicktesten Leute; denn da diese Beschäftigung im Grunde des Meeres geschiehet, so müssen sie sowohl erfahrne Schwimmer, als auch im Stande seyn, ihren Athem eine lange Zeit zurückzuhalten. Diese Leute schickt man nach den Inseln del Rey Tabago und anderen, an der Zahl drey und vierzig, die einen kleinen Archipel bilden, wo sie Hütten zu ihren Wohnungen und Boote haben, die acht, zehn, bis zwanzig Ne=

gern unter der Aufsicht eines vornehmen Bedienten enthalten. In diesen Booten begeben sie sich nach solchen Gegenden, wo sie Austern anzutreffen hoffen, in welchen die Perlen enthalten sind, und wo die Tiefe des Wassers nicht über zehn, zwölf bis funfzehn Klafter ist. Hier werfen sie ihre Anker. Wenn nun die Negern einen Strick um ihre Leiber und das eine Ende desselben an der Seite des Boots gebunden haben, so nehmen sie etwas schweres mit sich, um ihr Sinken zu beschleunigen, und so springen sie ins Wasser. Wenn sie den Grund erreicht haben, so nehmen sie eine Auster auf, und legen sie unter ihren linken Arm; die andere halten sie in ihrer linken Hand und die dritte in ihrer rechten; mit diesen drey Austern und zuweilen auch mit einer vierten im Munde, steigen sie hervor, um Athem zu holen, und sie in einen Beutel zu legen. Wenn sie sich eine Zeitlang ausgeruhet haben, und wieder zu Athem gekommen sind, so tauchen sie sich abermals unter; und auf solche Weise fahren sie so lange fort, bis sie entweder die vorgeschriebene Zahl gefangen haben, oder es ihnen an Kräften fehlt. Jeder von diesen Negertauchern muß seinem Herrn täglich eine gewisse bestimmte Anzahl von Perlen liefern. Wenn sie nun die nöthige Anzahl von Austern in ihrem Beutel haben, so fangen sie an, dieselben zu öfnen, und dem Aufseher so viele Perlen zu liefern, als zu der ihrem Herrn gebührenden Anzahl nöthig sind; die übrigen gehören den Negern.

Diese

Diese Fischerey ist, weil die Austern sehr fest an den Felsen hangen, nicht nur sehr mühsam, sondern sie ist auch, wegen einer gewissen Gattung von Fischen, die sich gerade an solchen Oertern am häufigsten aufhalten, und von welchen entweder die Negern erhascht, oder gegen den Grund zerschmettert werden, mit keiner geringen Gefahr verbunden. Eine Art Fische, die man dort Taburones und Tintoretas nennt, sind von einer erstaunlichen Größe, und verzehren die Körper dieser unglücklichen Fischer; und diejenigen, die man Mantas oder Matratzen nennt, drücken entweder dieselben zu Tode, indem sie ihre Floßfedern um sie wickeln, oder sie zerquetschen sie durch ihre erstaunliche Schwere. Der Name Manta ist diesem Fisch, sowohl wegen seiner Gestalt, als wegen seiner Eigenschaften mit Recht beygelegt worden; denn da derselbe breit und lang wie eine Matratze ist: so wickelt er seine Floßfedern um einen Menschen, oder um ein anderes Thier, das er erreichen kann, und drückt ihn sogleich zu Tode. Dieser Fisch gleicht an Gestalt einem Rochen, ist aber ungleich grösser.

Um sich gegen diese Fische zu vertheidigen, führt jeder Neger ein scharfes Messer bey sich, mit welchem, wenn der Fisch ihn angreifen will, er denselben an einem Orte, wo er ihm nicht schaden kann, zu verletzen sucht; worauf der Fisch augenblicklich fliehet. Die Aufseher haben ein

wachsames Auge auf diese gefräßigen Thiere, und sobald sie solche erblicken, ziehen sie an dem Strick, der um die Leiber der Negern befestiget ist, damit sie auf ihrer Hut seyn mögen. Viele derselben haben, wenn sie die Taucher in Gefahr gesehen, sich selbst mit dergleichen Waffen ins Wasser geworfen, und sind zu ihrer Vertheidigung herbeygeeilet; allein zu oft ist alle ihre Geschicklichkeit und Vorsicht nicht hinlänglich, den Taucher zu schützen, damit er nicht von diesem Fisch gefressen werde, oder durch dessen Biß eines seiner Gliedmaßen verliere.

Geschicklichkeit der Neger bey dem Fange der eben gedachten Mantas.

Die Bucht von Manta war vormals auch wegen einer ansehnlichen Perlenfischerey berühmt; sie hat aber seit einiger Zeit nachgelassen. Die Bucht hat vermuthlich ihren Namen von der grossen Menge von Mantas in diesen Gegenden. Die Indianer sind vornehmlich damit beschäftiget, diesen Fisch zu fangen, den sie einsalzen und tiefer ins Land verfahren. Man kann nicht umhin, ihre Geschicklichkeit in dieser Fischerey zu bewundern, die sie auf folgende Art anstellen: Sie werfen den Stamm eines Baumes, der etwa fünf oder sechs Ellen lang, und fast einen Fuß im Durchschnitt ist, ins Wasser. Dieser Stamm ist hinlänglich, die darauf zu se-

ßende Last zu tragen, und diese bestehet aus einem Netze, das queer über das eine Ende lieget; und aus einem Indianer, der in gerader Stellung auf dem andern Ende stehet. Auf diesem schwankenden Fahrzeuge, nur mit einem Ruder versehen, wagt er sich in die See, etwa eine halbe Meile weit, wo er sein Netz auswirft. Ein andrer Indianer folget ihm auf einem ähnlichen Stamm, hält den Strick, der an dem einen Ende des Netzes befestiget ist, dadurch das ganze Netz ausgebreitet wird, und beide Indianer bewegen sich nach dem Lande zu, wo ihre Mitgesellen warten, um das Netz ans Ufer zu ziehen. In dieser Beschäftigung ist die Geschicklichkeit und Gelenksamkeit der Indianer, sich auf den runden Stämmen im Gleichgewicht zu erhalten, in der That erstaunlich; denn die beständige Bewegung der See macht es schlechterdings nothwendig, alle Augenblicke ihre Stellung zu verändern und mit ihrem Körper verschiedene Bewegungen zu machen; und was die Schwierigkeit noch vergrössert, ist, daß der Indianer zu gleicher Zeit auf sein Ruder und auf sein Netz, um es ans Land zu ziehen, Acht haben muß. Zuweilen, wiewohl sehr selten, fallen sie zwar von ihren Stämmen; da sie aber vortrefliche Schwimmer sind, so erreichen sie bald ihre Barke und nehmen augenblicklich ihre vorige Stellung wieder ein. Ein drittes Beispiel der Verschlagenheit der Menschen,

sich von den fürchterlichsten Ungeheuern zu befreyen, leset im folgenden Stück.

Der Krokodill in Südamerika.

Dieses Thier lebt sowohl im Wasser als auf dem Lande, doch hat man selten gesehen, daß es sich weit von den Ufern der Gewässer entferne. Wenn sie des Schwimmens müde sind, so verlassen sie das Wasser, um sich zu sonnen, und alsdenn sehen sie mehr Stämmen von verfaultem Holz, die der Strom ans Ufer geworfen hat, als lebendigen Thieren ähnlich; sobald sie aber irgend ein Fahrzeug herannahen sehen, stürzen sie sich augenblicklich ins Wasser. Einige sind über fünf Ellen lang. So lange sie sich am Ufer sonnen, sperren sie ihr ungeheures Maul weit auf, bis es mit Fliegen und anderem Ungeziefer angefüllet ist, worauf sie ihren Rachen plötzlich zuschliessen und ihren Raub verschlingen. Was man auch von der Wuth und Raubgier dieses Thieres geschrieben hat, so versichern doch unsere Reisende, daß sie vor einen Menschen fliehen, und bey Annäherung eines jeden sogleich ins Wasser stürzen. Der ganze Körper desselben ist mit Schuppen bedeckt, durch welche eine Flintenkugel nicht durchdringen kann; man müste es denn in den Bauch bey den Vorderfüssen treffen; dies ist der einzige Ort wo man sie verwunden kann.

Der

Der Krokodill ist ein eyerlegendes Thier. Das Weibchen macht sich ein grosses Loch im Sande naht am Ufer eines Flusses, und daselbst legt es seine Eyer, die den Strauseyern ähnlich, und so weiß wie Hühnereyer, aber viel stärker sind. Es legt insgemein an die hundert und bleibt immer an einem Orte, bis sie alle gelegt sind, welches in einem oder zweyen Tagen geschiehet. Es bedeckt sie hierauf mit Sand: und um sie desto besser zu verbergen, wälzt es sich nicht nur über seine kostbare Niederlage, sondern auch in einiger Entfernung davon. Nach dieser Vorsichtigkeit begiebt es sich wieder zum Wasser, bis der Naturtrieb es belehret, daß die Zeit der Befreyung der Jungen aus ihrer Gefangenschaft da sey, und dann kommt es in Begleitung des Männchen zum bewußten Platze, reißt den Sand auf, und fängt an, die Eyer zu zerbrechen; aber so behutsam, daß kaum ein einziges Junges beschädiget wird, und dann siehet man ein ganzes Heer von kleinen Krokodillen herumkriechen. Das Weibchen nimmt sie hierauf ins Wasser; allein der wachsame Gallinazos, ein grosser und in diesen Gegenden sehr gemeiner Vogel, bedienet sich dieser Gelegenheit, dasselbe einiger zu berauben; ja selbst das Männchen, das zu keinem andern Zweck mitzukommen scheint, verschlingt soviel es kann, bis das Weibchen mit den übrigen das Wasser erreicht hat; denn alle diejenigen, die von des Weibchens Rücken fallen, oder nicht schwimmen,

men, frißt es selbst auf; so daß aus einer so fürchterlichen Brut glücklicherweise nicht mehr als vier oder fünf davon kommen.

Die gewöhnlichste Nahrung dieser Thiere sind die Fische, und diese zu haschen, machen sie gleichsam eine gemeinschaftliche Jagd auf dieselben; indem ihrer acht oder zehn, gleichsam nach einer Verabredung, sich an die Mündung eines Flusses oder einer Bucht stellen; indeß andere von derselben Parthey in einer ziemlichen Entfernung den Fluß hinaufziehen, und die Fische herunterjagen, dadurch keiner von einiger Größe ihnen entwischen kann. Sie sind aber nicht im Stande einen Fisch unter dem Wasser zu verzehren, sondern erheben alsdenn ihre Köpfe über die Oberfläche desselben; und sobald sie ihren Hunger gestillet haben, so begeben sie sich an das Ufer des Flusses zur Ruhe.

Wenn sie zur Stillung ihres Hungers keine Fische finden können, so wagen sie sich auf die Wiesen, die in der Nähe des Ufers liegen, und verschlingen Kälber und Füllen. Um auch ihren Raub desto sicherer haschen zu können, bedienen sie sich der Nacht und überfallen dieselben, wenn sie schlafen. Man hat angemerkt, daß diese Krokodille, wenn sie einmal Fleisch gekostet haben, so sehr darnach trachten, daß sie hernach, nur im Fall der Noth, sich mit Fischen begnügen. Ihre Gefräßigkeit ist auch oft von den Bootsleuten empfun=

empfunden worden. Wenn diese so unvorsichtig schlafen, daß sie einen von ihren Armen oder Beinen über die Seite des Boots hangen lassen, so ist es oft geschehen, daß diese Thiere dieselben erhascht, und den ganzen Menschen ins Wasser gezogen haben.

Die Bewohner der Oerter, wo diese Thiere sehr häufig sind, sind sehr emsig, sie zu fangen und zu tödten. Sie bedienen sich dazu gemeiniglich eines Stücks von einem harten Holze, das an beyden Enden gespitzt, und mit den Lungen eines Thieres, statt einer Lockspeise, versehen ist. An dieses Stück Holz binden sie einen Riemen, dessen Ende am Ufer befestiget wird. Wenn nun der Krokodill die Lungen auf dem Wasser schwimmen siehet, so schnappt er nach der Lockspeise, und dann kommen die beyden Spitzen Holz auf solche Art in seinen Rachen, daß er sein Maul weder zuschliessen noch öfnen kann. Hierauf wird er ans Ufer gezogen, wo die Indianer ihn wie einen Ochsen todtschlagen; denn sie wissen, daß er ihnen nun keinen weiteren Schaden thun kann, als daß er diejenigen, die nicht vorsichtig oder geschwind genug sind, sich von ihm entfernt zu halten, zu Boden wirft.

Sehet, lieben Kinder, so weiß der Mensch über alle Thiere, selbst die grausamsten, zu herrschen und sie zu bezwingen. Uebrigens scheint man

man diese Thiere nur nach der grossen Aehnlichkeit mit dem eigentlichen ägyptischen Krokodill so zu nennen, von welchem ihr vielleicht schon gehört habt, oder von euren Lehrern bey dieser Gelegenheit euch erzählen lassen werdet.

Hieher gehören auch die sogenannten Semenben oder Landkrokodille in Brasilien, die selten über 5 Fuß lang sind; zwey bis drey Monate ohne Nahrung leben können und ein Fleisch haben, das so eßbar und weiß, als das Fleisch eines Kaninichen ist. In ihr n Köpfen sollen gewisse Steine gefunden werden, durch welche man, wenn man jedesmal ein Quentchen davon nimmt, unfehlbar an den Steinschmerzen geheilet werden kann.

Gutthätigkeit der Einwohner von Carthagena gegen Abentheure.

Unter einem Abentheurer, lieben Kinder, verstehet man gewöhnlich einen Menschen, der entweder vorsätzlich aus irriger Einbildung von zu erlangenden Glücksgütern in fremden Welttheilen, oder auch aus Umständen, für die er so geradezu nicht kann, sich verleiten läßt, sein Vaterland, welchem er eigentlich zu dienen und treu zu bleiben schuldig wäre, zu verlassen, und sein Heil anderswo zu suchen. Die wenigsten aber finden es, sondern erfahren vielmehr das elendeste Gegentheil;

welches

welches gewiß eine sehr empfindliche Strafe für diejenigen seyn muß, die, mit ihrem hinlänglichen Auskommen in ihrem Vaterlande unzufrieden, sich einbilden, daß sie, um ein größeres Glück zu machen, weiter nichts nöthig hätten, als nach Indien zu seegeln.

Wenn sie aber an Ort und Stelle sind, so sehen sie es erst, wiewohl zu spät, ein, wie schwer es fällt, sein Glück in einem Lande zu suchen, in welchem man ganz unbekannt ist, und daß sie in kurzem durch Krankheit und Armuth umkommen würden, wenn nicht, aber auch nur in diesem äußersten Fall erst, das Mitleiden der dortigen Einwohner rege würde, und sie der Nacht des Todes entrisse.

Die aus diesem Mitleiden fliessende Gutthätigkeit rühmt man vorzüglich an den Einwohnern von Carthagena, die sich alle besonders darinn hervorthun. Es wäre den Unglücklichen freylich zu wünschen, daß die Hülfe eher käme, wenn es ihnen gleich zum Theil recht geschiehet, und zu ihrer Belehrung dient, daß sie erst die traurigsten Erfahrungen machen müssen. Man kann sich auch vorstellen, daß diese Menschen, in der thörichten Einbildung gleich ein großes Glück vorzufinden, anfänglich mit einem so geringen oder gar noch kleinerem, als sie etwa in ihrem Vaterlande verlassen haben, sich nicht befassen wollen, und

dabey

dabey das Ihrige zusetzen. Wenn sie nun auf die Art lange genug die Strassen durchwandert, und nichts mehr übrig haben, wodurch sie sich Unterhalt und Wohnung verschaffen können, so sind sie genöthigt, zu dem letzten Hülfsmittel ihre Zuflucht zu nehmen, und sich in das dortige Franciscaner-Spital zu begeben, wo sie nicht zur Stillung ihres Hungers, sondern nur zur Fristung ihres Lebens ein weniges erhalten; nemlich einen Brey aus Cassava, von welchem die Eingebohrnen selbst nicht essen mögen, so daß man leicht denken kann, wie er den Elenden, die dessen nicht gewohnt sind, schmecken muß. Ihre Wohnung ist nicht besser beschaffen, da sie blos in den Eingängen der viereckten Plätze, oder in den Vorhöfen der Kirchen ihnen angewiesen wird, bis das Glück es fügt, daß sie von einem Kaufmanne, der sich tiefer ins Land begeben will, und einen Bedienten nöthig hat, gemiethet werden; denn da die Kaufleute in der Stadt ihrer nicht benöthiget sind, so können auch diese Abentheure nicht viel Unterstützung von ihnen erwarten. Wenn sie nun durch die Verschiedenheit der Luft angegriffen, durch schlechte Kost geschwächt, und durch gänzliche Fehlschlagung ihrer romanhaften Hofnungen gequält und niedergeschlagen sind, so gerathen sie in tausenderley Uebel, die man sich nur denken kann, und verfallen unter andern in eine Krankheit, die man dort Chapelanada, oder die Krankheit der Chapitonen nennt, wobey ihnen

nichts

nichts übrig bleibt als die geringe Hofnung durch erregtes Mitleiden einige Rettung zu finden; denn in dem Spital von St. Juan de Dios werden nur solche aufgenommen die bezahlen können; und folglich sind die Armen völlig ausgeschlossen.

Izt nun geschiehet es, daß die Gutthätigkeit der Einwohner sich beweiset; indem die Negern und Mulatten und andere freye Frauenspersonen, die durch den jämmerlichen Zustand derselben gerührt werden, sie zu ihren Häusern führen und sie mit der größten Sorgfalt und Zärtlichkeit warten. Stirbt einer, so bringen sie die Kosten zu seinem Begräbniß zusammen, und sorgen auch dafür, daß für ihn Messen gelesen werden. Die gewöhnliche Folge dieser Wohlthätigkeit ist, daß der gesund gewordene Chapitone, in dem ersten Eifer seiner Dankbegierde, entweder seine Wohlthäterin, die Negerin oder Mulattin, oder eine von ihren Töchtern heirathet; und nun ist er angesessen, aber viel elender, als er in seinem Vaterlande hätte seyn können, wenn er auch nur von seiner Hände Arbeit gelebt hätte. Die Uneigennützigkeit dieser Leute ist so groß, daß ihr Mitleiden gegen die Chapitonen nicht der Hofnung eine Heirath zu machen zugeschrieben werden kann; denn es geschiehet bey ihnen sehr oft, daß sie für sich oder für ihre Töchter die Anwerbung zu einer Heirath abweisen, damit ihr Elend nicht fortdauernd seyn möge; sondern sie bemühen sich, ihnen einen Herrn

ausfindig zu machen, welchen sie in die Gegenden begleiten zu denen sie die meiste Neigung und die beste Hofnung haben. Diejenigen die in der Stadt bleiben, heirathen entweder auf gemeldete Art, oder sie werden Ruderknechte und Tagelöhner oder treiben andere dergleichen geringe Gewerbe, wobey sie so sehr mit Arbeit beschweret werden, und so wenig verdienen, daß ihr Zustand in ihrem Vaterlande in der That sehr elend gewesen seyn müßte, wenn sie keine Ursache hätten es zu bedauern, daß sie denselben verlassen haben. Ihr größtes Vergnügen, wenn sie den ganzen Tag und einen Theil der Nacht gearbeitet haben, ist, daß sie sich mit einigen Bananas, mit einem Kuchen von Maiz oder Cassava, dessen sie sich statt des Brodtes bedienen, und mit einem Schnittchen von Casajo etwas zu gut thun; denn Weitzenbrod bekommen sie im ganzen Jahre nie zu kosten. Andere Unglückliche begeben sich zu einem kleinen Meyerhofe, wo sie in einer Bujio, oder Strohhütte, nicht viel besser als das Vieh wohnen. Hier bauen sie auf einem kleinen Fleck Landes einige Gartenfrüchte, und leben von dem Verkauf derselben.

Dies, lieben Kinder, sind einige Züge von dem Schicksal, das diejenigen wagen, die entweder aus thörichtem Wahn, oder aus Ungeduld irgend einige Widerwärtigkeiten, ihrem Vaterlande zu Liebe, zu ertragen, dasselbe lieber verlassen, als darinn ausdauern, wie ihre Pflicht es erfordert.

dert. Vielleicht habt ihr schon den Spruch gelernt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Vergesset ihn nie, und sucht euch einst bey jeder Widerwärtigkeit daran zu erinnern; denn thörichte Einbildungen, hoffe ich, werden euch nie in Versuchung führen, euer Vaterland zu verlassen, weil ihr frühzeitig nach richtigen Begriffen und nach Aufklärung strebt. Darum bleibt diesem Grundsatz getreu, und sucht ihn, wenn ihr einst irgend Einfluß haben solltet, allgemein wirksam zu machen, daß keine Kabale oder Beeinträchtigung, Unglücksfälle oder andere ersetzbare Umstände euern Mitbürger nöthige, sich dem Vaterlande zu entziehen, zu dessen Verschönerung ihr auf alle Weise beytragen werdet, so daß man nirgends ein schöneres finden kann. Erreicht ihr eure edlen Zwecke nicht ganz, so werden sie doch nie ganz fruchtlos bleiben, und lasset darum euern Muth nicht sinken, noch euch irgend eine Furcht anwandeln; denn wer edle Absichten hat, bedarf nur Klugheit und hohen Muth; Furcht ist nur der Gefährte böser Anschläge die ihre Zuflucht zu Ränken nehmen.

Einige Natur-Beobachtungen von Portobello.

Der Hafen St. Philip de Portobello wurde den 2ten Novbr. 1502. von Christoph Columbus entdeckt, dem die Grösse, Tiefe und

Sicherheit desselben so sehr gefiel, daß er ihm den Namen Portobello, oder der schöne Hafen beylegte. Die Stadt liegt nahe bey der See, am Fusse eines Berges, der den ganzen Hafen umgiebt.

Unter den Bergen, die den ganzen Hafen von Portobello umgeben, und welche von St. Philip de todo Fierro, oder dem eisernen Kessel, anfangen, und ohne irgend eine Abnahme der Höhe sich bis zur entgegenstehenden Spitze erstrecken, ist einer, wegen seiner vorzüglichen Höhe, und weil er dem Lande zum Barometer dienet, besonders merkwürdig. Dieser Berg, den man Capiro nennt, stehet am äussersten Ende des Hafens, auf dem Wege nach Panama. Der Gipfel desselben ist allezeit mit Wolken von einer Dicke und Dunkelheit bedeckt, dergleichen man in dieser Atmosphäre selten siehet; und von diesen, die man die Capillo, oder Mütze nennt, ist vermuthlich der Name des Berges Capiro entstanden. Wenn diese Wolken dicke werden, ihre Schwärze zunimmt und sie herabsinken, so ist es ein sicheres Zeichen von einem Gewitter; wenn sie hingegen heller werden und aufsteigen, so bedeutet es gewiß die Annäherung des schönen Wetters; welche Veränderungen aber sehr oft und fast augenblicklich vorfallen.

Die Bäume auf diesen Bergen stehen so dicke, daß sie die Sonnenstralen auffangen, und folglich verhindern, die unter denselben befindliche Erde aus-

auszutrocknen; daher bringen die häufigen Ausdünstungen dicke Wolken hervor die in heftigen Regengüssen herabstürzen. Kaum aber sind diese vorüber, so bricht die Sonne aufs neue hervor, und scheinet in ihrem ersten Glanze. Doch kaum haben ihre Strahlen die Oberfläche des Erdbodens, der nicht mit Bäumen bedeckt ist, abgetrocknet, so ist die Atmosphäre auch schon wieder durch eine andere Sammlung von dicken Dünsten bewölkt, und die Sonne abermals verfinstert, und so dauern diese Abwechselungen Tag und Nacht fort. Diese Regengüsse, die durch ihren plötzlichen und ungestümen Ueberfall mit einer Sündflut zu drohen scheinen, sind mit solchem Donner und Blitzen begleitet, daß der herzhafteste dafür erschrecken muß. Hierzu kommt noch das Geheule und Geschrey unzähliger Affen von allerley Gattungen, die sich in den Wäldern der Gebirge aufhalten; und noch ärger schreien diese Thiere bey dem plötzlichen Knall der Morgen- und Abend-Canone eines Kriegsschiffes, woran sie sich gar nicht gewöhnen können.

Aus den Gebirgen fliessen ganze Ströme frischen Wassers, welches sehr leicht und zur Verdauung beförderlich ist, und bey denen, die dazu gewöhnt sind, Neigung zum Essen hervorbringt; Eigenschaften die in andern Ländern sehr schätzbar seyn würden; hier aber gefährlich sind, oder vielmehr zu gut und wirksam für die Mägen der Ein-

wohner, weil daraus Ruhren, der letzte Auftritt aller Krankheiten, den der Kranke sehr selten überlebt, entstehen. Das Baden darin scheint heilsamer zu seyn; die Einwohner thun dies täglich um eilf Uhr Vormittags in den von den herabfliessenden Bächen gebildeten Teichen und Wasserbehältern, deren Kühle durch den Schatten der Bäume vermehret, und zugleich das Vergnügen desto reitzender wird, so daß auch die Europäer nicht unterlassen diesem Beyspiel zu folgen.

Schlangen sind hier in grosser Menge und sehr gefährlich. Kröten halten sich nicht nur an sumpfichten und morastigen Oertern auf, sondern man trift sie auch auf den Strassen, in den Höfen der Häuser und auf allen offenen Plätzen an. Wenn es des Nachts geregnet hat, so scheinen des Morgens die Strassen und Plätze mit diesem Ungeziefer bepflastert zu seyn, so daß man keinen Schritt thun kann ohne darauf zu treten, wodurch man sich gefährliche Bisse zuziehet; denn ausser ihrem Gift sind sie groß genug, daß man ihre Zähne empfindlich fühlen kann. Ueberdies giebt es eine solche Menge derselben, daß man sich nichts widrigeres vorstellen kann als das nächtliche Quacken derselben in allen Gegenden der Stadt, den Wäldern, und in den Höhlen der Berge.

Nicht wahr? Kinder, diesen Ort würdet ihr nicht zu euerm Aufenthalt wünschen; oder die schö-

ne

ne Gelegenheit zu baden müßte euch dazu reitzen, und dann müßtet ihr euch doch erst einbilden, daß ihr euch in euerm Vaterlande nicht so angenehm baden könntet. Doch nein, dies werdet ihr nicht, weil ihr frühzeitig lernen werdet euch zu hüten, nie nach leerer Einbildung zu denken und zu handeln; so wie man nie nach Laune und Leidenschaft denken, reden und handeln muß, weil man, wenn es auch möglich wäre, daß man weder sich noch anderen dadurch schaden würde; doch einen sehr wenig gesetzten und gemässigten Geist dadurch verrathen; und in den Augen gescheiter Leute lächerlich werden würde. Aus der Beschreibung werdet ihr übrigens anmerken, daß an Ortschaften wo viele dichte Waldungen sich erstrecken, auch häufige Dünste aufsteigen; und, wenn diese nicht von den Winden verjagt, das heist, von andern mächtigern Dünsten verdrängt werden, häufige Regengüsse erfolgen müssen; daß man folglich durch Verdünnung solcher Waldungen die übergrosse Nässe des Bodens solcher Ortschaften vermindern würde; welches aber nicht wohl geschehen kann, so lange man noch so vieles Brennholz braucht und Steinkohlen und Torf nun einmal nicht allenthalben so leicht zu haben sind; man auch überdies beständig so vieler Glaß = und Schmelz = und anderer Holz verzehrender Hütten bedürftig ist; denn zu Zimmerwerk und Hausgeräth allein dürfte man in der That nicht so ungeheure Wälder zu erhalten und fortzupflanzen suchen. Vor uralten Zeiten, Kinder, war

unser liebes Deutschland fast überall ein einziger Wald, und was nicht Wald war, war Sumpf oder Wasser, und so war es mit vielen andern ungebauten Ländern; daher auch die ungebildeten Einwohner derselben keine andere Nahrungsbeschäftigung als Jagd und Fischerey kannten. So wie aber unsere Vorfahren gesitteter wurden, Dörfer und Städte anlegten, und Ackerbau und allerley Gewerbe zu treiben anfiengen: so wurden die grossen Waldungen nach und nach immer weiter aufgeräumt und die wohlthätigen Strahlen der Sonne konnten nun mit aller Kraft auf unsern vaterländischen Boden wirken und das rauhe Klima in ein weit milderes umschaffen. Würde man also in Portobello den Versuch machen, die dortigen dichten Waldungen wo nicht ganz wegzuräumen, doch wenigstens ansehnlich zu verdünnen: so würde man eine ganz andere Witterung daselbst gewahr werden; die ungeheure Menge Ungeziefer würde sich gröstentheils verlieren: aber die schönen kühlen Schatten, Bäche und Teiche, die unter einem so heissen Himmelsstrich ein wahres Labsal für den Menschen sind, würden dann auch sehr schwinden. Merkt euch also wohl, Kinder, daß man in keinem Stücke sogleich zu Werk schreiten muß, ohne alle mögliche Fälle vorher wohl zu erwägen, und wenn ja etwas geschehen soll, so ist die Mittelstrasse immer das beste, was man wählen kann; denn wie kann man den für einen klugen Mann halten, der von einem äussersten auf das andere fällt?

Einige Züge der Lebensart der Einwohner von Carthagena.

Ein der auffallendsten Züge ist der häufige Genuß des Branntweins, der hier so gewöhnlich ist, daß die ordentlichsten und mässigsten Leute von allen Ständen niemals unterlassen, alle Morgen um eilf Uhr ein Glaß davon zu trinken, unter dem Vorgeben, daß derselbe den Magen, der durch die beständige starke Ausdünstung geschwächt wird, stärke und die Neigung zum Essen erwecke. Daher rührt bey ihnen die gewöhnliche Redensart: die eilfte Stunde beobachten, hacer las once, d. i. ein Glaß Branntwein trinken. Sehr wenige aber bleiben bey dieser Mässigkeit; und viele sind dem Trunk so sehr ergeben, daß sie den ganzen Tag nichts anders thun als, hacer las once.

Nächst diesem ist die Chocolade, dort unter dem Namen Cacao bekannt, so gemein, daß man keinen Negerſclaven findet, der nicht alle Morgen nach dem Frühstück etwas davon zu sich nehmen sollte; und die Negerweiber verkaufen dieselbe fertig auf den Strassen, und lassen sich für eine Schaale etwa neun Pfennige bezahlen. Diese Chocolade ist aber so wenig ganz von Cacao gemacht, daß die vornehmste Zuthat aus Maiz bestehet. Allein diejenige, deren sich die Vornehmeren bedienen, ist rein, und so gut gemacht, als in Spanien. Dieses Getränks bedienen sie sich

auch beständig eine Stunde nach dem Mittagsessen; sie geniessen es aber niemals ohne etwas dabey zu essen.

Sie bedienen sich auch sehr häufig der eingemachten Früchte und des Honigs, und trinken nie ein Glaß-Wasser, ohne vorher etwas von eingemachten Früchten zu geniessen. Vor eingemachten Sachen, troknen oder nassen, geben sie oft dem Honig, weil er süsser ist, den Vorzug. Ihre eingemachten Sachen werden mit Waizenbrod gegessen, dessen sie sich nur hierzu und zur Chocolade bedienen; den Honig streichen sie über Kuchen von Cassava.

Die Neigung zum Rauchen ist nicht weniger allgemein, und herrscht unter Personen von allen Ständen und Geschlechtern. Die Damen und andere weisse Frauenspersonen rauchen nur in ihren Häusern; von geringen Weibern aber wird diese Rückhaltung so wenig, als von den Mannspersonen überhaupt beobachtet; sie rauchen zu allen Zeiten und an allen Orten. Sie bedienen sich dazu dünner Rollen, die aus den Blättern der Tobakspflanze verfertigt sind; und das Frauenzimmer hat eine besondere Art den Rauch an sich zu ziehen; indem sie den angezündeten Theil der Rolle in den Mund nehmen, und ihn eine lange Zeit darin behalten, ohne daß er ausgelöscht wird, oder das Feuer ihnen schädlich ist. In Gesellschaft erzeigen sie denen, für welche sie die meiste

Freund=

Freundschaft und Achtung haben, dadurch eine Ehre, daß sie ihren Taback für sie anzünden und ihn von einem zum andern gehen lassen. Wer diese Höflichkeit nicht annehmen würde, dem würde man es für eine schwer zu verzeihende Grobheit auslegen; daher sind sie auch sehr vorsichtig, daß sie diese Höflichkeit nur solchen erweisen, von welchen sie es schon vorher wissen, daß sie sich des Tabacks zu bedienen pflegen.

Im Hause bestehet das ganze Geschäfte der Damen darin, daß sie in ihren Hängematten sitzen, und sich, um sich zu lüften, damit hin und her bewegen. Diese Gewohnheit ist so allgemein, daß man kein Haus findet, in welchem nicht, nach der Grösse der Familie zwei oder drei Hängematten anzutreffen wären. In diesen bringen sie den größten Theil des Tages zu und oft schlafen sowohl Männer als Weiber darin, ohne die Unbequemlichkeit zu achten, daß sie sich nicht ganz ausstrecken können.

Dies, meine Kinder, sind einige eben nicht rühmliche Züge der dortigen Menschen; was würde man aber nicht bey uns für ein ähnliches Register machen können, wenn man die herrschendsten Misbräuche aufzeichnen wollte. Meidet frühzeitig solche schädliche, zeitverderbende Gewohnheiten, und befleissiget euch der Mässigkeit. Stellet euch schon im voraus den gefährlichen Zeitpunct vor, da ihr nicht mehr

unter

unter so genauer Aufsicht stehet, da ihr anfangen werdet eure eigne Herren zu seyn; da ihr keine für eure Wohlfahrt bekümmerte Eltern, Lehrer und Aufseher um euch habt, die schon immer, ohne eure Sorgfalt, die ihr noch nicht haben könnet, voraussehen und aus dem Wege zu räumen suchen, was eurer Gesundheit, eurem Leben, nachtheilig seyn; was eure kostbare Zeit verderben und euch schädliche Grundsätze einflössen kann. Suchet euch zu diesem gefährlichen Zeitpunct wohl vorzubereiten, nehmt jeden Rath sorgfältig zu Herzen und prägt edle Grundsätze so tief in eure Seele, daß sie euch stets und in allen Fällen gegenwärtig sind.

Der Gebrauch des starken Getränks, wozu nützt er anders als eure Gesundheit zu untergraben, wenn es auch nur mässig geschiehet; und euch gar der Vernunft zu berauben wenn ihr in Unmässigkeit verfallet; und wie leicht kann dies geschehen? Ihr kennet die Lehre des Apostels: „enthaltet euch des Weins, woraus ein unordentliches Leben folgt!“ und vor ihm schon haben die ehrwürdigen Weisen des grauen Alterthums ihren Schülern die Mässigkeit als die erste Tugend empfohlen. Darum folgt dieser Lehre; sie ist so wahr, daß ihr sie von selbst, ohne viele Gründe, leicht einsehet.

Gewöhnet euch, unter keinerlei Beschönigung, zu dem höchst schädlichen Gebrauch des Tabacks, weder zum Rauchen noch zum Schnupfen; dieses

hat

hat eine der thörichsten Eitelkeiten wo nicht eingeführt, doch befördert und unterhalten; und jenes hat die Langeweile und die Gedankenlosigkeit fortgepflanzt und ist überdies eine höchst schmutzige und eckelhafte Sitte. Nichts ist lächerlicher als wenn man diesen zeitverderbenden Gebrauch damit beschönigen will, daß er der Gesundheit so sehr zuträglich sey; denn wenn dies auch wahr wäre, so würde es doch nur zu seiner Zeit, wie jedes andere Arzneymittel anzuwenden, und wirksam seyn; nie aber würde es durch den übertriebensten Misbrauch heilsam werden können; und hat man nicht in so einem Fall tausend andere Mittel?

Ihr werdet gerade am gesundesten seyn, wenn ihr euch vor dergleichen Misbräuchen und bösen Gewohnheiten hütet; wenn ihr nie esset und trinket als zur gehörigen Zeit, nur die einfachsten Nahrungsmittel geniesset, und euch nie ganz sättiget; wenn ihr überhaupt mit Speise und Trank keine weitere Umstände macht, nie zu sehr darüber grübelt, und viele Zeit damit verderbet, noch zu ängstlich in Vorbeugungsmitteln zur Erhaltung eurer Gesundheit seyn werdet. Wer sich der Witterung gemäß kleidet, arbeitsam ist und mässig lebt, zu dem gesellet sich Ruhe der Seele und des Leibes von selbst, und ein solcher Mensch muß im Ganzen genommen gesund seyn, wenn er würklich einen schwächlichen Körper auf die Welt gebracht, oder sich etwa sonst schon in anderen Lagen verdorben

ben haben sollte. Hat man nicht Beyspiele genug von Leuten, die sich in ihren unverständigen Jahren um ihre Gesundheit gebracht haben, und zum Glück noch mit dem Leben davon gekommen; hernach weise geworden, und durch ein ordentliches Leben, wiewohl unter mancher Hinfälligkeit, noch ein ziemliches Alter erreicht haben? Wie glücklich würden diese Menschen gewesen, und wie alt würden sie nicht geworden seyn, wenn sie von Jugend auf so gelebt hätten? Vorzüglich verderben sich manche, nebst anderen Ausschweifungen, durch den unmässigen Genuß des Weins, der das in einem jungen Körper ohnehin tobende Geblüt stets der Entzündung nahe hielt; denn wenn es sich wirklich entzündet hätte, so wären Fleckfieber und der Tod die unvermeidlichen Folgen davon gewesen. Sind sie nun gleichwohl glücklicher Weise dieser Katastrophe entgangen, so sind doch ihre überspannten Nerven und Gefäße itzt so erschlafft, daß sie als frühzeitige Greise größtentheils in Unthätigkeit und Ohnmacht dahin leben. Nur betagten Personen, und gewissen Kranken ist der Wein ein Labsal; in jedem anderen Alter hat ein gesunder Mensch, und das ist nur der, der ordentlich lebt, Feuer genug, worin er durch den Wein gleichsam nur Oehl giessen würde.

Für den Misbrauch der Hängematten darf ich meine jungen Leserinnen wohl nicht warnen; vielleicht aber für das träge Kanapee und für die schlen-

schlendernden Spatziergänge. Doch sie kennen selbst die Zweckmässigkeit ihrer Bestimmung zu sehr, als daß ich hier die Bemerkung befürchten dürfte, die jemand einem Moralisten machte, der über die Zeit vertändelnde Toilette eiferte: man sollte den geschäftslosen Dingern doch ja diesen werthen Zeitvertreib nicht wegräsonniren: sie möchten sonst diese Lücke noch übler anwenden.

Gebrauch des Weins im einländischen Handel der Spanier mit den Indianern von Arauco.

Diese Indianer und die der benachbarten Gegenden werden nicht so, wie die in Peru von Caziquen oder Curacas regiert; sie kennen keine andere Unterordnung, als die des Alters, indem der älteste der Familie als das Haupt derselben angesehen wird. Der einländische Handel nun, den die Spanier mit diesem Volk führen, ist von sehr treuherziger Art. Der Spanier fängt nemlich seine Anfrage damit an, daß er dem Haupt der Familien einen Becher mit Wein anbietet; hierauf packt er seine Waaren aus, damit der Indianer davon aussuchen könne, was ihm beliebet; wobey er ihm zugleich zu verstehen giebt, was er zur Erwiederung verlange. Wenn sie einig sind, so beschenkt der Spanier ihn mit etwas Wein, und das Haupt der Indianer macht den Seinigen be-

bekannt, daß es ihnen frey stehe, mit dem Spanier, als seinem Freunde, zu handeln. Der Spanier, der sich auf den versprochenen Schutz verlassen kann, gehet hierauf von einer Hütte zur andern, und sucht sich zuförderst bey dem Haupt einer jeden Familie durch einen Trunk Wein beliebt zu machen. Wenn dies geschehen, so fängt der Handel an. Der Indianer nimmt sich hierauf von den vorgelegten Waaren, was er nöthig hat; der Spanier aber geht, ohne itzt die Bezahlung dafür zu erhalten, weiter, und besucht die andern Hütten, so wie sie im ganzen Lande zerstreuet liegen, bis er alle seine Waaren abgesetzt hat. Sodann kehret er nach der Hütte des Hauptes zurück, spricht unterwegens bey allen seinen Kunden an, und macht ihnen bekannt, daß er auf seiner Rückreise nach Hause sey. Kein einziger versäumet hierauf, nach der Hütte des Hauptes dasjenige zu liefern, warum er eins geworden ist. Hier nehmen sie mit allen Bezeugungen einer aufrichtigen Freundschaft von ihm Abschied; und das Haupt befiehlt sogar einigen Indianern, ihn bis an die Gränzen zu begleiten, und ihm das Vieh, das er für seine Waaren eingetauscht hat, wegtreiben zu helfen.

Vormals, und noch bis zum Jahr 1724. brachten die Spanischen Kaufleute einen großen Vorrath von Weinen mit, welchen sowohl, als alle andere berauschende Getränke die Indianer unge-

ungemein lieben. Allein dieser Handel veranlaßte, durch den unmässigen Gebrauch solcher Getränke, Empörungen und Kriege, die, ohne irgend eine andere Erklärung, damit anfiengen, daß sie alle Spanier, die ihnen in die Hände fielen, und selbst die Kaufleute in ihrem Lande, umbrachten. Dieser Zweig des Handels ist daher verboten worden, und es darf itzt nicht mehr Wein in die indianischen Gebiete geführt werden, als nöthig ist, den Häuptern der Familien aus Höflichkeit einen Trunk vorzusetzen, und etwas weniges zu verhandeln. Die glüklichen Folgen dieses Verbots werden nun von beiden Seiten empfunden; die Spanier leben in Sicherheit und die Indianer in Friede und Ruhe.

Sehet, Kinder, einen deutlichen Beweiß, wie wenig der Ueberfluß des starken Getränks einem Volk zuträglich ist, und daß also eine weise Regierung mehr Dank als Vorwurf verdienet, wenn sie dergleichen Producte mit starken Auflagen beschweret, um den allgemeinen überflüssigen Genuß derselben zu verhindern; denn zum mässigen Gebrauch und als Arzney, zur Stärkung in gewissen Zufällen, wird nicht leicht jemand seyn der sie nicht sollte bezahlen oder von irgend einem wohlhabendern Menschenfreunde gern erhalten können. Die weisesten und strengsten Gesetze, Ausschweifungen Einhalt zu thun vermögen wenig; die größte Weisheit bestehet nur darin, dem unverständi-

gen Theil des Volks die Mittel und Anleitung dazu aus dem Wege zu räumen. Hätten nicht die Spanier durch die fleissige Zufuhr ihrer Weine den friedsamen Indianern das Schwerdt in die Hände gegeben; so würden sie nicht darin gefallen seyn; und hätten sie nicht bei Zeiten dem Uebel Einhalt gethan: so wären sie vielleicht gänzlich durch ihre eigene Schuld aufgerieben worden.

Ein Beyspiel der Gutmüthigkeit und Lebensart der so genannten Wilden in Nordamerica.

So schreckliche Begriffe, sagt Carver, sich die Europäer von der Grausamkeit dieser Völker machen, so muß ich doch gestehen, daß ich bey jedem Stamme von ihnen, in dem innern Theile des Landes Canada, die gastfreieste und höflichste Begegnung angetroffen habe; und ich bin überzeugt, daß sie diese gute Aufführung gegen Fremde nicht verlieren, bis sie durch das Beyspiel und die geistigen Getränke ihrer verfeinerten Nachbarn angesteckt werden. — Man erinnere sich, was im vorigen Aufsatze gesagt worden — Ihr eingewurzelter Haß und ihre Grausamkeit gegen ihre Feinde schaden zwar der guten Meinung, die ich gern von ihnen hegen möchte, sehr viel; allein dieser Fehler ist ihnen angeerbt, und da er durch undenkliche Gewohnheit gewissermassen geheiliget

heiliget ist, so hat er in ihrer Seele zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß man hoffen dürfte, ihn je ausrotten zu können.

Man höre, wie man ihn auf einer der Inseln Grandtraverse (Grosseblende) empfieng:

Auf der größten und besten von diesen Inseln ist ein Wohnort der Ottowaer, worin ich einen von den vornehmsten Oberhäuptern dieser Nation antraf, der mich mit allen Ehrenbezeugungen, die er einem Fremden erzeigen konnte, aufnahm. Allein die Art, mit der man mich bey meiner Landung empfieng, kam mir damals sehr wunderbar vor, und jeder wird sie dafür halten, der mit den Gebräuchen der Indier nicht bekannt ist. Wie unsere Kanonen sich dem Ufer näherten und wir ohngefähr noch 60. Ruthen davon entfernt waren, so fiengen die Indier ein Freudenfeuer an, wobey sie aber mit Kugeln geladene Gewehre abschossen, jedoch so, daß sie immer etliche Ellen hoch über unsere Köpfe wegflogen. Während dieses Freudenfeuers liefen sie von einem Baume oder Stumpfe zum andern und jauchzten, und betrugen sich überhaupt, als wenn sie in der Hitze des Treffens wären. Ich erstaunte anfänglich nicht wenig darüber, und befahl meinen Leuten, wieder auf sie zu feuern, weil ich glaubte, daß sie feindselige Gesinnungen hegten: allein etliche von den Handelsleuten belehrten mich eines besseren, und sagten mir, daß sie auf diese Art gewöhnlich die Häupter

anderer Völkerschaften empfiengen; und so ließ ich mir die Achtung, welche sie mir bezeugten, recht gern gefallen.

Ich blieb hier eine Nacht. Unter den Geschenken, die ich den Oberhäuptern machte, waren einige geistige Getränke, die sie so aufmunterten, daß sie fast die ganze Nacht durch mit einander tanzten. Am Morgen bey meiner Abfahrt begleitete mich ihr Oberhaupt bis ans Ufer, und fieng, sobald ich mich eingeschift hatte, mit grosser Feierlichkeit ein lautes Gebet für mich an. Er betete, „daß der grosse Geist mir eine glückliche Reise, und bey Tage einen unumwölkten Himmel und ein ruhiges Wasser verleihen wollte, daß ich mich des Nachts auf einer Decke von Bieberfellen niederlegen, eines ununterbrochnen Schlafs und fröhlicher Träume geniessen, und endlich beständigen Schutz unter der grossen Pfeiffe des Friedens finden möchte.“ Auf diese Art fuhr er fort zu beten, bis ich ihn nicht weiter hören konnte.

Dies, lieben Kinder, zeigt doch wohl eine sehr gute Gemüthsart eines Menschen an, der bey weitem so wild nicht ist, als man ihn sich vorstellet. Wollet ihr den Ort genau wissen, wo dieses vorfiel, so suchet auf einer Specialcharte von Nordamerica den See Mischigan, der an Gestalt fast dem Caspischen Meere gleicht; etwa 50 geogr. Meilen lang und 15, an manchen Stellen

mehr,

mehr, an manchen weniger, breit ist, und im Umfange etwa 150 Meilen beträgt. Dieser See hat an der Abendseite einen länglichten Busen, genannt die grüne Bucht, etwa über 20 Meilen lang, und an manchen Stellen nur 4, an manchen 6 Meilen breit. An der Stelle nun wo dieser Busen mit dem See zusammenhängt, erstreckt sich queerüber eine Reihe kleiner Inseln gleich einer Kette, daher man sie auch die grosse Kette, Grandtraverse oder grosse Blende nennt. Sie erstreckt sich von der Landspitze der Tschipiwäer zu der der Ottowäer. Auf der größten dieser Inseln geschah diese Begebenheit. Der Ort bestand blos aus einem Dorf von etwa 25 Häusern und 70 Kriegern, und enthielt übrigens nichts merkwürdiges. Der Busen hat den Namen der grünen Bucht daher, weil das ganze Pflanzenreich umher schon grünet und blühet, wie im Sommer, wenn etwa 30 Meilen davon das Laub kaum ausbricht. Die Inseln sind meistentheils klein und felsicht; die meisten Felsen aber von einer erstaunlichen Höhe, und scheinen gleichsam von Künstlerhänden gebildet.

Ich aß bey diesem Volk eine ganz besondere Art Brodt, sagt der Reisende. Die Indier halten sonst wenig auf diese nahrhafte Speise; allein hier schütteln sie die Körner, wenn das Getreide, wie sie es nennen, in seiner Milch stehet, das heißt, wenn es eben reif werden will, aus der Aehre,

und kneten sie in einen Teig, wozu der darin enthaltene Saft, ohne irgend einen Zusatz von einer anderen flüssigen Materie, hinreichend ist. Ist dies geschehen, so machen sie Kuchen daraus, schlagen sie in Blätter von Bast, oder weissem Holzbaume, und legen sie in heisse Asche, wo sie bald backen. Was den Geschmack dieser Kuchen betrift, so muß ich gestehen, daß ich nie schöneres Brodt gegessen habe.

Nahe am Ufer des Sees giebt es eine Menge Sandkirschen, die sowohl wegen ihrer Art zu wachsen, als wegen ihres vorzüglichen Geruchs merkwürdig sind. Sie wachsen auf einem niedrigen, etwa vier Fuß hohen Strauche, dessen Zweige so damit belastet sind, daß man sie haufenweise auf dem Sande antrift, dessen Wärme vermuthlich viel dazu beyträgt, sie zu solcher Vollkommenheit zu bringen. Sie sind nicht grösser, als eine kleine Flintenkugel, aber man hält sie zum Einmachen in Branntwein besser, als andere Arten. Ausserdem wachsen um den See Stachelbeeren, schwarze Johannisbeeren und viele Wacholderbeersträuche, die eine Menge Beeren von der besten Art tragen.

Sumach wächßt hier ebenfalls häufig, und seine Blätter, die um Michael roth werden, werden alsdenn von den Einwohnern eingesammelt und sehr geschäzt. Sie vermischen sie mit Taback zu

gleichen

gleichen Theilen, der davon einen angenehmen Geschmack erhält. Auch wächßt überhaupt an den Seen eine Art Weide, genannt Rothholz. Ihre Rinde hat, wenn sie ein Jahr alt ist, eine sehr schöne Scharlachfarbe, die aber nach einem Jahre rothgrau wird. Viele Stämme von diesem Strauche wachsen zusammen, und erreichen eine Höhe von sechs bis acht Fuß, doch hat der größte davon selten über einen englischen Zoll im Durchmesser. Auch diese Rinde schaben die Indier vom Holze ab, trocknen und pulvern sie und vermischen sie mit ihrem Taback. Sie schätzen sie vorzüglich zum rauchen während des Winters. Des Sommers nehmen sie eine Pflanze dazu, die in felsichten Gegenden um die grossen Seen wächßt. Die Indier nennen sie Degockimac; sie schlängelt sich wie eine Weinranke auf dem Boden oft zu einer Länge von acht bis zehn Fuß fort, und trägt ein beynahe rundes Blatt, von der Grösse eines silbernen Sechspfennigstückes. Es hat die Substanz und die Farbe eines Lorbeerblattes, und bleibt immer grün. Diese Blätter mischen sie ebenfals getrocknet und gepulvert unter ihren Taback, den sie aber blos des Sommers rauchen. — Mit Hülfe dieser drey Nebentabacke, haben die Indier zu allen Jahreszeiten hinlänglichen Vorrath für ihre Pfeifen, und da sie grosse Raucher sind, so geben sie sich viele Mühe, sie gehörig einzusammeln und zuzubereiten.

Ein anderes Beyspiel der Sittlichkeit der Wilden.

Von der grünen Bucht fuhr Carver den Fuchsfluß hinauf bis an die grosse Ortschaft der Winnebager, die auf einer kleinen Insel, gerade an der östlichen Einfahrt in den See Winnebago liegt. Hier empfieng mich die Königin, die über diesen Stamm anstatt eines Sachems herrschte, mit grosser Höflichkeit, und bezeugte mir, die vier Tage meines Aufenthalts daselbst, ungemein viel Achtung. Gleich den folgenden Tag hatte ich eine Zusammenkunft mit den Oberhäuptern, und bat sie um Erlaubniß durch ihr Land zu gehen. Sie sahen mein Gesuch als ein grosses Compliment für ihren Stamm an, und willigten sehr gern darin. Die Königin saß im Rath, that aber nur einige wenige Fragen, oder machte etliche unbedeutende Verfügungen in Staatssachen; denn Weiber dürfen nie in ihrem Rath sitzen, ausgenommen, wenn sie mit dem höchsten Ansehen bekleidet sind, und auch dann dürfen sie doch keine förmliche Reden halten, wie die Häupter. Sie war eine sehr alte Frau, klein von Statur, und unterschied sich nicht sehr durch ihre Kleidung von etlichen jungen Frauensleuten, die ihr Gefolge ausmachten. Diese ihre Begleiterinnen schienen immer sehr vergnügt zu seyn, wenn ich einige Zeichen von Hochachtung gegen ihre Königin blicken ließ, hauptsächlich wenn ich sie küßte, welches ich

oft that, um mir ihre Gunst zu erwerben. Die gute Alte suchte immer dabey ein jugendliches Ansehen anzunehmen, und bezeigte durch ihr Lächeln, daß sie nicht weniger Gefallen an der Achtung hätte, die ich ihr erwies. Bey meinem Abschiede machte ich der alten guten Königin etliche angenehme Geschenke und erhielt ihren Segen.

Die Winnebager wohnten vordem in einer von den Provinzen von Neumexico, zogen sich aber vor etwa einem Jahrhundert in diese nordlicheren Gegenden, wozu sie entweder durch innerliche Unruhen oder durch die Ausbreitung der Spanier veranlasset wurden. Ihre Ortschaft enthält ohngefähr 50 Häuser, die stark mit Pallisaden gebauet sind; auch können sie etwa 200 Krieger aufbringen.

Der See Winnebago ist etwa 5 Meil. lang, und zwey breit. Am südwestlichen Ende fällt ein Fluß hinein, den ich den Crocodillfluß nannte, weil man mir von einem darin getödteten Thier erzählte, das der Beschreibung nach ein Crocodill oder Alligator gewesen seyn muß. Die Gegend umher ist sehr fruchtbar, und hat einen Ueberfluß an wild wachsenden Trauben, Pflaumen und andern Früchten. Die Einwohner ziehen an demselben eine Menge indisches Korn, Bohnen, Kürbisse, Melonenpfeben, Wassermelonen und etwas Taback. Der See selbst hat einen Ueberfluß an Fischen, und gegen das Ende des Jahres findet

man häufig wilde Gänse, Endten und Kriechendten darauf. Letztere kommen in grosser Anzahl dahin, sind sehr fett und haben einen weit bessern Geschmack als die, welche man an der See findet, da sie ihr starkes Fett von dem wilden Reiße setzen, der in diesen Gegenden sehr häufig wächßt.

Die indische Heldin.

Zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, da die französischen Missionarien und Handelsleute wiederholten Beleidigungen der am Fuchsfluß vereinigten Ottigamier und Sackier — von den Franzosen genannt Säcke und Füchse, — ausgesetzt gewesen waren, wurde eine Partey Franzosen und Indier unter dem Hauptmann Morand abgeschickt, um das ihnen wiederfahrne Unrecht zu rächen. Der Hauptmann brach im Winter von der grünen Bucht auf, da die Indier sich einen solchen Besuch gar nicht vermutheten, marschirte über den Schnee bis an ihre Dörfer, die ohngefähr 15 Meilen den Fuchsfluß hinauf lagen, und überfiel sie plötzlich. Er überwand sie leicht, da sie sich nicht zu seinem Empfange vorbereitet hatten, und tödtete, oder nahm den größten Theil von ihnen gefangen. Auf dem Rückmarsch der Franzosen nach der grünen Bucht, stand einer von den indischen Anführern, der mit ihnen in Bündniß war, und einen beträchtlichen Haufen

Gefan-

Gefangener unter seiner Aufsicht hatte, still, um aus einem Bache zu trinken, unterdessen aber giengen seine Gefährten weiter. Eine von den gefangenen Weibern bemerkte dies, und ergrif ihn, wie er sich eben niederbückte, um zu trinken, bey einer äusserst empfindlichen Stelle, und hielt ihn daran fest, bis er todt war. Da der Anführer wegen des schrecklichen Schmerzens nicht im Stande war, seine Gefährten um Hülfe zu rufen, oder sonst Lärm zu machen, so giengen sie, ohne zu wissen was vorgieng, weiter. Die Frau schnitt darauf die Bande ihrer Mitgefangnen, die sich im Hinterzuge befanden, entzwey, und entfloh mit ihnen glücklich. Diese Heldin ward nachher von ihrer Nation immer als ihre Befreyerin angesehen und zu einer Anführerin erwählt, mit dem Vorrechte, diese Ehre auf ihre Nachkommen zu vererben. Ein ungewöhnlicher Vorzug, der nur bey ganz besonderen Gelegenheiten zugestanden wird.

Die gelehrige Klapperschlange.

Ohngefähr auf dem halben Wege des so genannten Trageplatzes zwischen dem Fuchsflusse und dem Nisconsin, ist ein mit einer langen Art von Gras überwachsener Morast, der übrige Theil ist eben, und mit etlichen Eichen und Fichten bewachsen. Hier fand Carver eine Menge Klapperschlangen; und bey dieser Gelegenheit erzählte

zählte ihm einer von seinen Mitgefährten, Hr. Pinnisance, ein französischer Kaufmann, eine merkwürdige Geschichte, als Augenzeuge. Ein Indier von den Menomoniern, fieng einst eine solche Schlange und fand Mittel sie zahm zu machen. Er verehrte sie, wie seinen Gott, nannte sie immer seinen grossen Vater, und trug sie in einer Schachtel überall bey sich. Dies hatte der Indier einige Sommer hindurch gethan, als Herr Pinnisance ihn zufälligerweise an diesem Trageplatze antraf, wie er eben auf die Winterjagd gehen wollte. Er wunderte sich nicht wenig, als er eines Tages den Indier die Schachtel, worin er seinen Gott hatte, niedersetzen, und den Deckel aufmachen sah, um ihm die Freyheit zu geben. Er befahl ihr dabey genau, um die Zeit, wenn er zurückkommen würde, den folgenden May, sich wieder einzufinden. Da es damals erst October war, so sagte Herr Pinnisance zum Indier, über dessen Einfalt er sich sehr wunderte, daß er wahrscheinlicherweise künftigen May lange genug auf die Ankunft seines grossen Vaters würde warten müssen. Allein der Indier hatte ein so gutes Zutrauen zum Gehorsam dieses Geschöpfs, daß er sich zu einer Wette von acht Quart Rum erbot, daß die Schlange zur bestimmten Zeit zurückkommen und in ihre Schachtel kriechen würde. Die Wette ward angenommen, und die zweyte Woche im künftigen May zur Entscheidung festgesetzt. Sie kamen beyde in diesem Monat wieder zusammen; der Indier setzte seine

Schach-

Schachtel hin, und rief seinen grossen Vater. Die Schlange hörte ihn nicht, und da die Zeit vorbey war, so gestand er ein, daß er verlohren hätte; erbot sich aber zugleich, die Wette doppelt zu bezahlen, wenn sein grosser Vater in zwey Tagen nicht zurückkäme. Auch dies ward angenommen. Den zweyten Tag um ein Uhr kam die Schlange unvermuthet zurück und kroch von selbst in die Schachtel, die für sie hingesetzt war. Der Franzose versicherte, für die Richtigkeit der Geschichte stehen zu können, und nach dem zu urtheilen, sagt Carver, was ich oft von der Gelehrigkeit dieser Thiere gehört habe, sehe ich keine Ursache, seine Wahrheitsliebe in Zweifel zu ziehen.

Beschreibung zweyer merkwürdigen Ortschaften der Sakier und Ottigamier, in Canada.

Der Wohnort der Sakier ist der größte und am schönsten gebauete, indische Ort. Er bestehet aus neunzig Häusern, wovon jedes für etliche Familien Raum hat. Sie sind aus zugehauenen und hübsch an einander gefügten Brettern gebauet, und so dicht mit Rinde gedeckt, daß kein Regen durchdringen kann. Vor den Thüren stehen bequeme Schauer, worunter die Einwohner sitzen, wenn es die Witterung erlaubt, und ihre Pfeiffen rauchen. Die Straßen sind regelmässig

und geräumig, so daß dieser Ort überhaupt mehr das Ansehen eines Aufenthaltes gesitteter Einwohner, als eines Wohnplatzes roher Wilden hat. Das Land um die Stadt herum ist sehr gut. In ihren Pflanzungen, die bey ihren Häusern liegen, und recht artig angelegt sind, bauen sie eine Menge indisch Korn, Bohnen, Melonen, u. s. w. und dieser Ort wird daher auf einer Strecke von 200 Meilen für den besten Markt für die Kaufleute, sich mit Lebensmitteln zu versehen, gehalten. Die Sakier können ohngefähr dreyhundert Mann aufbringen, die gewöhnlich alle Sommer Streifereyen in die Gebiete der Illinesen und Panier vornehmen, von welchen sie oft mit einer grossen Anzahl Sclaven zurückkommen. Allein diese beyden Völkerschaften brauchen oft das Recht der Wiedervergeltung, und bringen manchen von den Sakiern ums Leben; und dies ist vermuthlich die Ursache, warum ihre Anzahl nicht schneller zunimmt.

Ohngefähr anderthalb Meilen von der Vereinigung des Flusses Nisconsin mit dem Mißisippi, bemerkte Carver Ruinen eines grossen Orts, der eine sehr schöne Lage gehabt hatte. Er erkundigte sich bey den benachbarten Indiern, warum dieser Ort verlassen wäre, und erfuhr, daß vor ohngefähr 30 Jahren der grosse Geist sich auf der Spitze einer Pyramide von Felsen, die in einer kleinen Entfernung westwärts von dem Ort lag, gezeigt, und den Einwohnern angedeutet hätte, ih-

re Wohnungen zu verlassen, weil das Land, worauf sie gebauet wären, ihm gehörte, und er es jezt brauchen müste. Zum Beweise, daß er, der ihnen dies beföhle, wirklich der grosse Geist wäre, sollte unverzüglich auf den Felsen, von denen er mit ihnen spräche, und die sie als völlig unfruchtbar kenneten, Gras hervorwachsen. Die Indier gehorchten, und fanden bald nachher, daß diese wunderbare Veränderung sich wirklich zugetragen hätte. Sie zeigten dem Reisenden die Stelle und er fand an dem Graswachsen gar nichts übernatürliches. Vermuthlich war dies eine List der Spanier oder Franzosen, die sie aus eigennützigen Absichten ausübten; obgleich die Art, wie sie dieselbe ausführten, unbekannt ist.

Die Indier baueten bald nach ihrem Abzuge einen Ort am Mißisippi, nicht weit von der Mündung des Misconsin, auf der so genannten Hundswiese. Der Ort ist groß und enthält dreyhundert Familien. Die Häuser sind nach indischer Art gut gebauet, und haben eine anmuthige Lage auf einem fruchtbaren Boden, der alle Lebensbedürfnisse in grossem Ueberfluß hervorbringt. Man sieht hier viele Pferde von einer guten Grösse und Bildung. — Dieser Ort ist der grosse Markt, wo alle benachbarte Stämme, und selbst die, welche an den entferntesten Armen des Missisippi wohnen, sich alle Jahr gegen das Ende des Mays versammeln, und ihr Pelzwerk an die Handels-

delsleute verkaufen. Allein der Kauf wird nicht immer hier geschlossen. Dies kömmt auf den allgemeinen Rath ihrer Oberhäupter an, und diese bestimmen, ob es ihnen vortheilhafter ist, ihre Waaren hier zu verkaufen, oder sie nach Louisiana oder Mischillimackinac zu bringen. Dem Schlusse dieses Rathes zu Folge, gehen sie entweder weiter, oder kehren nach ihren verschiedenen Wohnplätzen zurück.

Es giebt aber auch Landstreicher unter den Indiern, die verschiedener Verbrechen wegen aus ihren Stämmen vertrieben worden, und hernach schaarenweise als Räuberbanden selbst die ruhig wohnenden Indier nicht verschonen und vorzüglich den reisenden Handelsleuten auflauern. Des Nachts kriechen sie auf allen vieren an ein Lager heran bis etwa der Anführer aufspringt, und in dem Augenblick sind sie alle auf den Beinen, überfallen, plündern und morden diejenigen, die nicht gehörig auf ihrer Hut sind und ihnen genugsam widerstehen können.

Einige besondere Merkwürdigkeiten Indiens.

In einer schönen Ebene am Mißisippi etwa 1 Meile unterhalb des Sees Pepin trift man deutliche Spuren einer ansehnlichen Vestung an,

die etwa vor einigen Jahrhunderten könnte im Gebrauch gewesen seyn. Ihre Figur ist fast kreisförmig und ihre Flanken erstrecken sich bis an den Fluß. Die ehemalige Höhe der Brustwehr mag etwa vier Fuß betragen haben, und der Raum ist für fünftausend Mann hinreichend. Ohngeachtet alles mit Gras bewachsen ist und das Werk durch die Länge der Zeit gelitten hat, so kann man doch noch jeden Winkel daran unterscheiden, und es scheint so regelmässig und mit so vieler Kriegskenntniß aufgeworfen zu seyn, als ob Vauban es selbst angelegt hätte. Auch die Lage scheint zu beweisen, daß es zur Vestung diente; denn die Vorderseite stößt auf die Ebene; die Hinterseite auf den Fluß. Es giebt in der Nähe keine Höhen, die es bestreichen und es stehen nur etliche zerstreute Eichen umher. Die starke Verschüttung mit Erde ist ein Beweis eines hohen Alters. Mehrere Handelsleute haben ähnliche alte Verschanzungen entdeckt; welches alles wohl nicht den unwissenden Indiern beyzumessen ist, deren ganze Kriegswissenschaft vordem noch blos in Bogenspannen bestand, so wie ihre Verschanzung noch itzt ein dicker Busch ist. Vielleicht ist das Land von den ältesten Zeiten her eine Wohnung der Wilden gewesen.

Unterhalb dem Wasserfall von St. Anton ist eine merkwürdige Höhle von einer erstaunlichen Tiefe. Die Indier nennen sie Wäkon-tibe, die

Wohnung des grossen Geistes. Der Eingang ist etwa zehn Fuß weit und fünf Fuß hoch. Die Höhe des inneren Gewölbes beträgt 15 Fuß und seine Breite etwa 30 Fuß. Der Boden bestehet aus einem feinen klaren Sande. Ohngefähr 20 Fuß vom Eingange fängt ein See an, dessen Wasser völlig durchsichtig ist, und der sich so weit erstreckt, daß man sein Ende gar nicht hat ausfindig machen können, indem die Dunkelheit der Höhle keine genaue Untersuchung erlaubt. Wirft man auch nur einen kleinen Stein, so weit man kann, über denselben hin, so macht er durch den Fall ins Wasser ein so erstaunlich fürchterliches Geräusch, daß es durch die ganze schauervolle Gegend wiederhallet. Man findet in der Höhle viele indische Hieroglyphen, die sehr alt zu seyn scheinen, indem sie sehr mit Moos bedeckt sind; sie sind auf eine rauhe Art an der innern Seite der Wände in einem so weichen Stein gehauen, daß man leicht mit einem Messer hineinstechen kann: eine Steinart, die man überall am Missisippi antrift. Es giebt nur einen engen und steilen Zugang zu dieser Höhle, der noch am Rande des Flusses fortläuft.

In einer kleinen Entfernung von dieser fürchterlichen Höhle ist ein Begräbnißplatz von verschiedenen Stämmen der Nadowessier. Diese haben zwar keinen festen Wohnplatz, sondern wohnen in Zelten, und halten sich nur wenige Monate an einer

ner Stelle auf: allein dem ohngeachtet bringen sie immer die Gebeine ihrer Verstorbenen hieher, wenn ihre Oberhäupter zusammen kommen, um sich über die öffentlichen Angelegenheiten für den künftigen Sommer zu berathschlagen.

Der Wasserfall von St. Anton.

Er erhielt seinen Namen vom Pater Ludwig Hennepin, einem französischen Missionär, der diese Gegenden im Jahre 1680 durchreisete, und der erste Europäer war, der sich vor den Wilden sehen ließ. Der Missisippi, der hier über 750 Fuß breit ist, macht hier einen ungemein prächtigen Wasserfall. Das Wasser stürzt sich senkrecht über 30 Fuß herab, und die vielen Wirbel, die man auf einer Strecke von 900 Fuß antrift, machen den Fall noch weit beträchtlicher, so daß man ihn in einiger Entfernung für weit höher ansieht, als er würklich ist. Pater Hennepin schätzt ihn auf sechzig Fuß: allein er machte einen eben so grossen Fehler bey der Berechnung des Wasserfalls zu Niagara, dessen Höhe er auf 600 Fuß angab; da sie doch nach neuern und genauern Messungen nicht über 140 beträgt. In der Mitte des Wasserfalls steht eine kleine Insel, die etwa 40 Fuß breit und etwas länger ist. Es wachsen blos einige schlechte americanische und andere Tannen darauf. Ohngefähr auf der Hälfte der Weite

zwischen dieser Insel und dem östlichen Ufer, gerade am Rande des Falles liegt ein Felsen in einer schiefen Richtung; er scheint etwa 6 Fuß breit und 30 bis 40 Fuß lang zu seyn. Dieser Wasserfall ist von andern auch darin unterschieden, daß man dicht an ihn kommen kann, ohne das geringste Hinderniß von Hügeln oder Klüften anzutreffen.

Die Gegend umher ist ungemein schön. Sie bestehet aus keiner ununterbrochenen Ebene, wo das Auge gar keinen Ruhepunkt finden kann, sondern aus vielen sanften Anhöhen, die im Sommer mit dem schönsten Grün bedeckt sind, und hin und wieder durch kleine zerstreute Wälder einen sehr reizenden Anblick verursachen. Denkt man sich nun noch den Wasserfall dazu, der sich schon in einer Ferne von vier englischen Meilen zu zeigen anfängt, so läßt sich kaum eine so schöne und malerische Landschaft denken. In einer kleinen Entfernung unterhalb des Wasserfalles liegt eine kleine Insel von etwa anderthalb englischen Morgen. Es stehen eine Menge Eichbäume darauf. Jeder Zweig, der nur stark genug war das Gewicht zu tragen, war voller Adlernester. Die grosse Menge dieser Vögel an diesem Ort rührt daher, weil sie wegen der vielen Wirbel, durch die sich kein Indier wagt, gegen alle Angriffe von Menschen und Thieren gesichert sind. Ausserdem finden sie hier an den Fischen und Thieren, die vom Wasserfall zerschmettert und ans Ufer geworfen werden, für sich und ihre Jungen hinreichende Nahrung.

Erhabnes religieuses Gefühl eines jungen indischen Prinzen.

Auf der Fahrt nach dem vorherbeschriebenen Wasserfall traf Carver einen jungen Prinzen von den Winnebagoern an, der als Gesandter zu den Nadowessischen Völkerschaften gieng. Da dieser hörte, schreibt er, daß ich den Wasserfall besehen wollte, ließ er es sich gefallen, mich dahin zu begleiten, weil seine Neugierde oft durch die Erzählungen davon, die er von einigen seiner Oberhäupter gehört hatte, war rege gemacht worden. Er ließ daher, als wir ans Land stiegen, seine Familie (denn die Indier reisen nie ohne ihre ganze Haushaltung) hier unter der Aufsicht meines Mohaak Indiers zurück, und wir beiden giengen, blos in Begleitung meines französischen Bedienten, zu Lande nach diesem berühmten Wasserfalle. Schon in einer Ferne von 15 englischen Meilen konnten wir das Geräusch des Wassers deutlich hören, und mein Vergnügen und Erstaunen wuchsen immer, je näher ich diesem Wunderwerke der Natur kam. Aber ich konnte diesen Regungen nicht lange nachhängen, da das Betragen meines Gefährten meine ganze Aufmerksamkeit an sich zog. Der Prinz hatte kaum die Spitze erreicht, von welcher man diesen bewundrungswürdigen Wasserfall übersehen kann, als er anfieng, mit vernehmlicher Stimme zu dem grossen Geist zu beten, weil er glaubte, daß dies einer von seinen Wohnplätzen

wäre. Er sagte ihm vor, daß er einen weiten Weg gereiset wäre, um ihn hier anzubeten, und daß er ihm jetzt das beste Opfer, das er in seiner Macht hätte, darbringen wollte. Er warf darauf zuerst seine Pfeiffe in den Strohm und das Futteral, worinn er seinen Taback aufbewahrte; darauf folgten die Armbänder, die er am Oberarme und am Handgelenke trug, sein Halsband, das aus Drath und Rosenkränzen bestand, und zuletzt seine Ohrringe. Kurz, er schenkte seinem Gott alles, was sich nur von einigem Werthe in seinem Anzuge befand. Während der Zeit schlug er sich oft auf die Brust, schleuderte seine Arme umher, und schien überhaupt in heftiger Bewegung zu seyn. Er setzte zugleich sein Gebet immer fort, und endigte es damit, daß er den grossen Geist um seinen Schutz auf unserer Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel und helles heiteres Wetter bat. Er gieng auch nicht von der Stelle weg, bis wir dem grossen Geiste zu Ehren eine Pfeiffe zusammen geraucht hatten.

Ich wunderte mich ungemein, ein Beyspiel von so erhabener Andacht bey einem jungen Indier zu sehen, und anstatt mich über seine Ceremonien dabey aufzuhalten, wie mein katholischer Bedienter heimlich that, so vermehrten vielmehr diese aufrichtigen Beweise von Frömmigkeit meine Hochachtung für ihn, und ich zweifle nicht, daß sein Opfer und Gebet dem allgemeinen Vater der Menschen

schen eben so angenehm waren, als wenn sie mit grösserem Gepränge und an einem geweiheten Orte wären dargebracht worden. Ueberhaupt nahm mich das ganze Betragen dieses jungen Prinzen sehr für ihn ein. In den wenigen Tagen, die wir bey einander waren, schien seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet zu seyn, mir zu dienen, und selbst in dieser kurzen Zeit gab er mir so viele Beweise einer edlen und uneigennützigen Freundschaft, daß ich ihn bey unserer Zurückkunft sehr ungern verließ. Wenn ich über die ungekünstelten, aber um so mehr einnehmenden Sitten dieses jungen Wilden nachdachte, so konnte ich nicht umhin, einen Vergleich zwischen ihm und etlichen von den feinern Einwohnern gesitteter Länder anzustellen, der würklich nicht sehr zum Vortheil der letzteren ausfiel.

Einige Lieder und Reden der Indier.

Wenn die Nadowessier ihre Jagdzüge anfangen, so singen sie vorher ein kurzes Lied mit einer gewissen Art von Melodie, doch ohne allen Anschein von Skansion. Es lautet folgendermassen:

„Ich will aufstehen vor der Sonne, und jenen Hügel besteigen, zu sehen, wie das neue Licht die Dünste wegjagt und die Wolken vertreibt. Grosser Geist, verleihe mir Glück! und wenn die

Sonne weg ist, leihe mir, o Mond, hinreichendes Licht, mich sicher nach meinem Zelt, mit Wild beladen, zurück zu führen.„

Bey Sterbefällen, zumal der Oberhäupter, halten die um ihn her sitzenden Anverwandten nach der Reihe Anreden an denselben, nachdem sie ihn, als einen noch Lebenden, gekleidet, und aufrecht, seine Waffen neben ihm, auf ein Fell oder Matte mitten in der Hütte niedergesetzt haben. Z. B.

„Du sitzest noch unter uns, Bruder, dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt, und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor etlichen Stunden zum grossen Geiste empor blies? Warum schweigen jetzt diese Lippen, von denen wir noch vor kurzem so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füsse ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen Gebürgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinaufklettern, und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansahen, ist itzt wieder eben so unbeseelt, als er vor dreihundert Wintern war. Wir wollen jedoch dich nicht betrauren, als wenn du für uns auf immer verloren wärest, oder als wenn

dein Name nie wieder gehört werden sollte. Deine Seele lebt noch in dem grossen Lande der Geister, bey den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurück geblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir bey deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir itzt, um dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde, oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen; in der Hofnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit seyn werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem grossen Lande der Seelen ankommen.

Bey den Nadowessiern starb einst ein vierjähriger Sohn seinen Eltern ab, denen dieser Verlust äusserst schmerzhaft war, so daß der Vater durch seinen Kummer und den Verlust von Blut sich den Tod zuzog. Sobald die Frau, die vorhin untröstbar war, ihren Mann sterben sahe, so hörte sie auf einmal auf zu weinen und wurde völlig heiter und gelassen. Denn der Gedanke, daß ihr Kind, seiner grossen Jugend wegen im Lande der Geister sich seinen Unterhalt nicht würde verschaffen können, hatte ihren Mann und sie sehr beunruhiget. Da nun aber ihr Mann eben dahin ge-

gangen war, der sein Kind zärtlich liebte und die Jagd sehr gut verstund, so hatte sie aufgehört zu trauern, denn itzt war sie überzeugt, ihr Kind sey glücklich und sie wünschte itzt nichts mehr als bey ihnen zu seyn. Sie gieng nachher jeden Abend an den Baum, auf welchem ihr Mann und Sohn lagen und schnitt eine Locke von ihrem Haar ab, welches sie auf die Erde streuete und betrauerte in einem schwermüthigen Liede ihr Schicksal. Ihre Lieblingsmaterie war, die Thaten herzurechnen, die ihr Sohn verrichtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte, und so lange sie sich mit diesen Gedanken beschäftigte, schien ihr ganzer Schmerz aufzuhören.

„Wärest du bey uns geblieben, mein lieber Sohn, wie sehr würde der Bogen deine Hand gezieret haben! und wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unsers Stammes geworden seyn! Du würdest oft ihr Blut getrunken und ihr Fleisch gegessen haben, und zahlreiche Sclaven wären die Belohnung deiner Arbeit geworden. Mit starkem Arme würdest du den verwundeten Büffel niedergerissen, oder den wüthenden Bär bekämpft haben. Du hättest das fliegende Elendsthier eingeholt und auf dem Gipfel der Gebürge dem schnellesten Rehe Trotz geboten. Was für Thaten würdest du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hättest, und von deinem Vater in allen indischen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden!“

In ähnlichen Ausdrücken beklagte diese ungebildete Indierin den Verlust ihres Mannes, und oft brachte sie den größten Theil der Nacht bey diesem rührenden Geschäfte zu.

Auf dem Marsche zwingen die Indier ihre Gefangenen, den Todtengesang zu singen, der gewöhnlich folgenden Inhalts ist:

„Ich gehe zum Tode, ich werde viel leiden müssen; aber ich will die größten Quaalen, die mir meine Feinde anthun können, mit gehöriger Standhaftigkeit ertragen. Ich will wie ein tapferer Mann sterben und zu den Helden gehen, die auf eine ähnliche Art starben.“

Die Zeit.

Wo kömmt er her der Strohm der Jahre?
Wo wälzt er sich hin?
Wo biegt er im Nebel seine vielfarbigten Seiten?
Ich blicke die Vorzeit hinan,
Sie scheint meinen Augen trübe,
Wie Strahlen des Mondes auf dem entlegenen Teiche.

Ossian.

Wo kömmt er her der Strohm der Jahre? — Die Zukunft wie eilt sie heran? Wo ist ihr Ende? Ewigkeit ist alles. Diese begann nie, und kann nie enden. Der sehr geringe Raum derselben, den die Menschengeschichte fasset, ist ein

ein Theil von ihr, ist Zeit, und das längste Leben eines jeden ist wie ein Augenblick gegen sie, wie ein flüchtiger Gedanke, den man kaum bemerkt. Und doch, Kinder, staunet ihr billig über die Thaten der Menschheit, über die Menge von Erfindungen und Künsten, wozu doch nur sparsam hie und da ein gleichsam übernatürlicher Geist beytrug; denn groß war die Anzahl derer, wie sie noch itzt ist, die, wie Pflanzen, entstanden, lebten und vergiengen, ohne das geringste zur Erhöhung des menschlichen Wissens beyzutragen, oder nur den geringsten Gedanken mitzutheilen, der vermögend gewesen wäre, irgend ein anderes Wesen zu weiteren Aufschlüssen zu veranlassen. Nicht wahr, Kinder, ihr wollet fleissig lernen, damit ihr nicht zu der grossen Anzahl maschinenmässiger Köpfe gehöret. Ihr wollet euch früh gewöhnen, stets den besten Gebrauch von eurer Zeit zu machen, um, so viel möglich ist, selbst der Nachkommenschaft nützlich zu werden; das Ziel eures Daseyns mag früh oder spät euch beschieden seyn. Leset die Geschichte aller Völker und staunet über die Reihe von Namen solcher gemeinnützigen Köpfe, deren sich selbst das kleinste Häufchen unsers Erdballs zu rühmen hat. Man vergötterte sie, man verewigte ihr Andenken durch Bilder unter den Sternen und machte sie selbst zu Gottheiten, indeß man das oberste Wesen vergaß, das durch menschlichen Witz mit so vielen nützlichen Erfindungen der Sicherheit, dem Vergnügen und der Bequemlich-

keit

keit ihres Daseyns zu Hülfe kam. Betrachtet eine Erfindung so klein wie sie scheint, ob sie nicht zur Ausführung grösserer unentbehrlich war. Ohne Magnetnadel konnte kein America entdeckt werden. Und welche Entdeckung war geringer? Jene war es gewiß um nichts weniger: aber ohne zweckmässige Anwendung wäre es blosse Spielerey geblieben, wie die meisten physikalischen Versuche und Phänomene es waren und noch sind, so lange kein praktischer Vortheil daraus gezogen wird. Die Zeit aber erweckt immer eine Idee aus der andern, und entwickelt so nach und nach von einem Menschenalter zum andern Erfindungen und Entdeckungen, die ein einzelner Kopf sich nicht hätte träumen lassen. Betrachtet, Kinder, was ihr um und an habt, was euch zunächst in die Augen fällt, einen Scherben, ein Stückchen Glas, was vor euch im Staube liegt, und ihr werdet Stof genug finden zu fragen, wie entstand das, wie macht man das so künstlich, und wer kam auf den ersten glücklichen Gedanken, uns mit so einem herrlichen Product zu versehen? Gewiß ohne nützliche Anwendung der Zeit konnte so etwas nicht hervorgebracht werden. Ohne anhaltendes Studium und Bearbeitung dessen, was die Vorwelt jedem folgenden Zeitalter überlieferte, konnte man sich gewiß nie Fortschritte des menschlichen Wissens versprechen. Und eben darum giebt man sich so viele Mühe, euch zu erziehen; eben darum wenden eure Eltern, eure Verwandte so viel Kosten daran,

euch

euch mit einer Menge nützlicher Kenntnisse bekannt zu machen, damit es euch nie an zweckmässiger Beschäftigung fehle, damit ihr nie in Gefahr seyd, die kostbare Zeit eures kurzen Daseyns mit Frivolitäten zu tödten, und damit ihr euch rühmlichst bestreben möget, dereinst auch etwas, so gering es auch sey, zur Erweiterung des Gebietes der Wissenschaften und Künste beyzutragen. Nicht wahr, Kinder, ihr liebt doch eure Eltern, ihr liebt eure Verwandte; ihr wünscht ihnen Seegen, wünscht, daß sie sich in ihren Hofnungen von euch einst nicht betrogen finden; — ihr liebet Künste und Wissenschaften; ihr fühlt bereits wie edel es sey, die Zeit wohl angewandt zu haben, und mit welcher Befriedigung es euch lohnt. Wie könnte es euch nun wohl schwer werden, die flüchtigen Stunden eurer Tage so zu verketten, daß eine zweckmässige Beschäftigung die andere ablöse und eine der andern zur Erholung diene? Weit eher würde euch das Gegentheil schwer seyn.

Die Helden.

Ist es wohl schicklich, Kinder, mit euch schon von Helden zu reden? Ich denke, ja! Und ihr, o! ihr zweifelt gewiß gar nicht daran; denn wie könnte wohl irgend etwas seyn, das eure Wißbegierde ausschliessen sollte? Was ihr ja etwa nicht begreift, darnach wisset ihr schon so lange zu fragen,

gen, bis ihr auf den Grund kommt, bis ihr einen hinreichenden Begrif davon habt. Und was die Helden betrift, die werden so sehr eben nicht aus euerm Gesichtskreise liegen; wenn ihr gleich noch keine Gebeine dazu habt. Es giebt bereits manchen gebohrnen Krieger unter euch, dem schon das Herz auf der rechten Stelle sitzt und der den Keim des Helden bey sich spürt. Diese können sich immer schon mit einigen Zügen ächten Heldenmuths näher bekannt machen; können sich manches erzählen lassen, und wieder erzählen; den übrigen wird darum die Zeit dabey nicht lang werden, wenn sie gleich in ihrem Leben nichts mit Helden werden zu schaffen haben, und sich vor dem Lanzenbrechen kreutzen und segnen werden. Man kann nicht früh genug sein Herz edlen Gesinnungen öfnen und seinen Geist mit ächten Grundsätzen versehen; denn beide gleichen dem weichen Wachs, das jede Eindrücke leicht annimmt, welches aber in der Folge nicht so zu erwarten ist, weil es sich merklich erhärtet. Die ersten Helden, Kinder, die vielen tausenden in der Folge zum Muster dienten, schilderte uns ein gewisser uralter Versemacher, Namens **Homer**, ein Grieche, den man den Vater der Dichter nennt, ein hochberühmter Geist, wegen der grossen Mannigfaltigkeit seiner Bilder, die er mit einem unnachahmlichen Pinsel mahlt. Man tadelt aber mit Recht an seinen Helden, daß sie zu rauh und wild sind, daß sie blos Leibesgrösse und Stärke, ohne Großmuth und Menschenliebe, besitzen,

tzen, welche letztere Eigenschaften einen Helden angenehm und liebenswürdig machen. Man lieset nichts als unaufhörliche Erzählungen von Schlachten und einzelnen Gefechten, Beschreibungen von Verwundungen u. d. gl. und kein Auftritt wird durch die edle That eines Helden schön und rührend — denn die Helden sind nur Helden mit der Faust, nichts weiter.

Ossian hingegen, ein erhabner gefühlvoller Heldendichter, wird euch ganz andere Ideen von Heldenmuth erwecken, ohngeachtet er unter einem Volk lebte, das in Ansehung der äusseren Cultur weit hinter demjenigen Volk zurück war, unter welchem Homer lebte. Nur Jagd und Schiffahrt, weiter kannten sie nichts; keinen Ackerbau, keine Viehzucht; auch den Krieg führten sie ohne Kunst. Ganz dem ersten Stande der Natur nahe, sieht man Ossians Charaktere in edler Einfalt und Unschuld prangen und alles rührt. Seine Helden geben den Homerischen an Tapferkeit nichts nach: aber sie sind dabey großmüthig, menschenfreundlich, zärtlich. Dies ist das wahre Ideal eines Helden, das der Menschheit gemäs ist. Wer groß ist, ohne die Menschlichkeit zu vergessen, verdient unsere Bewunderung, ohne das geringste von unserer Liebe zu verlieren. Ossians erster Held, Fingal, hat den Beynamen der Mildblickende; und man irret nicht, wenn man sich auch von den übrigen Helden alles Gute ver-

verspricht. So einen edlen Namen kann Homer keinem seiner Helden beylegen. Auch sind Ossians Geschichten viel einnehmender und rührender, als Homers. Zwar ist Krieg ebenfalls ihr vorzüglichster Stof; allein sie werden nur um desto rührender, jemehr die Großmuth der streitenden Helden, ihre Menschenliebe, das Erschreckliche der blutigen Auftritte mildert. Wenn Homers Helden einander beschimpfen, wenn sie den Rest ihrer Wuth noch an den Leichnamen gefallener Feinde auslassen: so verschonen im Gegentheil Ossians Helden ihre gefallenen Gegner und beklagen sie; erweisen einander die gröẞte Hochachtung; und wie theilnehmend für unser Herz ist es, wenn wir hier den Gefallenen unsers ganzen Mitleids würdig finden, da er selbst von seinem Ueberwinder beklagt wird. Im Homer haben wir selten Ursache einen sinkenden Krieger zu bedauern. Auch sind im Ossian die wenigsten Handlungen gerade Wirkungen blosser Tapferkeit — meistens sind es edle Thaten, die von Großmuth, Freundschaft oder Zärtlichkeit der Geschlechter herrührten. Ueber alles dies verbreitet sich ein gewisser Geist der Schwermuth (ein nicht zu verwerfendes Zeugniß von dem grossen Geist des Dichters) überall findet man allgemeine Bemerkungen eingestreuet, Reden, die voll Nachdruck und Anstand sind, unaufhörliche Erinnerungen an Zeit, Vergänglichkeit, Tod, Zustand nach dem Tode — alles Gedanken, wobey dem Leser Thränen in die Augen treten, die er gerne weint.

Lernt hieraus, Kinder, den Werth eines edlen Herzens schätzen und gewöhnet euch früh zum ächten Heldenmuth, dadurch daß ihr euch selbst besieget, eure bösen Neigungen, euern Ungestüm, eure Unart; so werdet ihr dereinst, wenn ihr dazu bestimmt seyd, dem Tode fürs Vaterland mit wahrer Tapferkeit entgegen gehen.

Die Feigheit.

Diese bestehet darin, wenn man aus einer übel gegründeten Furcht über eine eingebildete, oder auch über eine wirkliche Gefahr, allen Muth sinken läßt. Ein feiger junger Mensch wurde an einem etwas späten Abend nur eine kleine Streck übers Feld geschickt. Der Mond schien hell. Der Weg gieng vor einer Gartenmauer vorüber, an welcher, seiner Einbildung nach, ein Schwarm Gespenster tanzten. Er kehrte kurz um und rannte, als wenn sie alle hinter ihm her jagten; er glaubte auch wirklich, sie säßen ihm schon auf den Fersen, die ihm immer schwerer wurden; eine natürliche Wirkung seines Schreckens und der anhaltenden angstvollen Einbildung. Er kam zurück ausser Othem und sprachlos. Man suchte ihn zu erquikken, und sobald er sich ein wenig wieder erholt hatte, nahm ein gesetzter Mann ihn bey der Hand, führte ihn wieder auf den Weg und begleitete ihn bis zu Ende desselben. An der Gartenmauer ließ

er

er ihn nun die Gespenster betasten; es waren die Schatten der Wolken, die vor dem Mond vorüber eilten.

Einem andern stellte sich in der Dämmerung auf einem Fußsteige einer Wiese ein schwarzer Mann ohne Kopf im Wege. Er war noch in einiger Entfernung da er die Erscheinung gewahr würde, und würde gewiß eben so schnell wie jener zurück gerannt seyn, wenn er nicht weiterhin einen Menschen auf demselben Wege zu ihm her kommen gesehen hätte. Nun ließ er sich erst Zeit, blieb stehen, und wartete wie jener sich dabey benehmen würde. Seine Aengstlichkeit verwirrte indessen seine Sinne so sehr, daß ihm nicht anders vorkam, als wenn jener durch diesen kopflosen Schatten mitten hindurch gienge, da er doch würklich um ihm weggegangen war; und nun schloß er daraus, daß jener keine Fähigkeit hätte Geister zu sehen. Denn der Aberglaube hält dafür, man müsse an einem Sonntage, oder zwischen zwölf und ein Uhr u. d. gl. gebohren seyn, um Gespenster sehen zu können. Der andere kam endlich zu dem Feighertzigen heran, der kaum noch einen Laut von sich geben konnte und ihn nur an Ermel zupfte. Jener, der bald die Verwirrung desselben bemerkte, fragte ihn, was er denn wollte, und was ihm fehle. Ach! erwiederte dieser endlich nach einem tiefen Seufzer. Habt ihr denn nichts gespührt, wie ihr da den Weg herkamt? Ist euch nicht kalt

und warm geworden? wie ihr da durch den scheußlichen Schatten gegangen seyd? Wie so? fragte jener, sich umsehend. Dort vor euch winkte dieser mit Schaudern. Ihr seht es nicht, merk' ich wohl, und ich — ich seh es nur gar zu deutlich, und soll doch dort vorbey. Wie? dort, das, was da im Wege stehet? — Ja, ja, eben das, seht ihrs nun? da seyd ihr gerade hindurch gegangen. Jener konnte sich nicht enthalten überlaut zu lachen. Den Teufel werd' ich da hindurch gehen können, sagte er. Wegjagen hätt' ichs wohl können, aber ich dachte eben nicht daran, und es wurde mir eben so leicht vorbey zu gehen. Ihr könnet nun auch thun, was euch beliebt. — Ach, mein Freund, ich kann es nicht; alleine kann ich unmöglich da vorbey gehen. Ich hätte wieder umkehren und mir jemand holen müssen, der mich begleitet hätte. Da ihr aber eben itzt hier seyd, so thut mir den Gefallen und kehrt nur soweit wieder mit mir um. — Seyd doch kein Thor, erwiederte jener, geht nur dreist zu, und fasset ein Herz; ihr werdet bald sehen was es ist. Kommt dreist, ich wills euch zeigen. — Es war ein altes Pferd, das auf der Wiese grasete, und rücklings im Wege stand. In der Dämmerung und einiger Ferne glich diese Stellung ganz natürlich einem Rumpf mit zwey Beinen ohne Kopf.

Solcher Fälle, Kinder, giebt es eine Menge, die den Furchtsamen verwirren, und blos von solchen Ereignissen kommen alle Gespensterhistörchen

her,

her, die den wacker erweitert und immer sinnreicher, abentheurlicher und schreckhafter nach eines jeden Einbildungskraft erdacht werden. Laßt euch das zur Lehre dienen und seyd versichert, daß, wenn es würklich Geister in unserer sublunarischen Welt gäbe, sie uns nicht würden fühlbar werden. Denn was wir sehen sollen muß entweder selbst Licht seyn, und dann ist es schon kein Geist mehr; denn Licht ist ein feiner Körper, — oder es muß von Licht erleuchtet seyn, damit die Gestalt davon unserm Auge sichtbar werde; und dann ist es vollends schon ein weit gröberer Körper als das Licht selbst; mithin kann es kein Geist seyn was wir sehen können; denn das Wesen des Geistes bestehet eben darin, daß es nichts körperliches ist. Eben so abgeschmackt ist es wenn man euch weiß machen will, daß man einen Geist sollte am Gange oder andern Bewegungen hören können; daß er euch vorbeyrauschen, daß er poltern könne; denn alles dies setzt etwas sehr körperliches voraus, das keinem Geiste beykömmt. Auch mit dem Gefühl hat es dieselbe Bewandnis. Was ihr fühlen könnt, das ist immer noch sehr körperlich. Die Luft ist schon ein so feiner Körper, daß ihr sie vor eueren Augen nicht sehet: ihr dürft aber nur die Hand hin und her bewegen, so fühlt ihr, daß sie euch allenthalben umgiebt, daß es ein Körper ist, den ihr nicht sehet: aber euer Gefühl beweiset euch, daß es kein Geist sey. Ohne Luft kann kein Knall hörbar werden, und die äusserst feine Gewittermaterie

terie, die aber immer noch Körper ist, kann nur durch Hülfe der Luft ein so majestätisch fürchterliches Getöse in dem weiten Wolkenraum verbreiten. Der äusserst feine Dunst eines Balsams, der das ganze Zimmer erfüllet und doch nicht das geringste am Gewicht verliert, ist immer noch Körper, denn er ist eurer Nase fühlbar. Auf welche Art sollten uns denn nun Geister fühlbar werden können. Gewiß, wenn sie es könnten, sie würden es nicht so sparsam thun, sie würden sich nicht auf Zeiten und Stunden einschränken lassen. Es giebt tausende unter den Menschen und täglich sterben ihrer in Groll und Haß gegen manchen, der sie überlebt. Gewiß sie würden alle mögliche Rache nach ihrem Tode durch tausenderley Erscheinungen, Schabernack und Schaden ausüben, zu allen Stunden und Augenblicken, wenn sie es könnten. Allein wer erst soweit mit seinem Feinde ist, daß er ihn überlebt hat, der kann sich gewiß ruhig vor ihm schlafen legen und gehen und stehen wo er will. Hat er es selbst arg mit ihm getrieben, so kann gar wohl seine eigne Einbildung ihn schrecken: aber dann ist das Gespenst nur in seinem Herzen.

Wer in dem einen feig ist, ist es gemeinhin auch in dem andern. Nicht wahr, Kinder, manche unter euch reden frey heraus, was sie über dieses oder jenes urtheilen, andere halten hinterm Berge. Manche können in Gegenwart eines Fremden kein Wort hervorbringen; scheuen sich wohl

gar

gar ihn frey anzusehen: aber den Herzhafteren unter euch wird so etwas nie anwandeln. Erhaltet diese Mittelstrasse auf der ihr itzt wandelt und laßt sie nie in Tollkühnheit, Unverschämtheit, Hartnäckigkeit, Rechthaberey, Eigensinn, Großsprecherey, nicht einmal in die geringste Unbedachtsamkeit ausarten, wenn ihr es einst mit Höheren, mit Leuten die auch etwas verstehen, zu thun haben werdet. Laßt eure ganze Kühnheit in nichts weiter als in einer gesetzten Aufrichtigkeit bestehen, die jederzeit ohne alles Geschrey, ohne alle Eitelkeit, und nur wenn es von ihr verlangt wird, welches letztere jedoch, manchen Umständen nach, Ausnahmen leiden kann, ihre Meinung sagt; unbekümmert ob es Gnade oder Ungnade, goldne oder eiserne Ketten, Ehrensessel oder Schaffot wirkt. Diese Unbekümmerniß ist aber nur dann von der rechten Art, wenn sie ohne alle Aufwallungen thörichter Schmeicheleyen ist, womit man sich selbst beweihraucht. Glaubt nichts weiter als eine Redlichkeit zu zeigen, die mit dem Dummen gleichen Schritt hält; als wenn ihr es euch gar nicht versähet, daß eine Rede, eine Handlung die weiter nicht als herzensgut gemeint ist, so üble Folgen für euer Glück haben könne; oder, wenn sie gut aufgenommen wird, ein besonderes Verdienst hätte, das in einer vielgewagten Rücksicht auf die strengste Gewissenhaftigkeit und Pflicht beruhe. Das äusserste Bestreben, seine Pflicht zu erfüllen, ist Schuldigkeit; und was ist es denn wohl

 gros=

grosses und rühmliches, wenn man nichts weiter als seine Schuldigkeit thut, und dafür gekrönt oder enthauptet wird?

Thomas Morus.

Das Schicksal dieses Mannes ist schon in so vielen Schriften als ein rührendes Beyspiel leidender Tugend aufgestellet worden. In dieser würde gewiß das erheblichste fehlen, wenn man es unberührt lassen würde. Es ist vielmehr unserm Zweck gemäs, es gleich in die erste Sammlung mit einzurücken; auch scheint es nach den kurz vorhergehenden Aufsätzen hier gerade den rechten Platz zu gewinnen. Ueberdies ist es eine richtige Bemerkung, daß der Charakter dieses Mannes einer von denen ist, die man statt der alten Feldherren und ihrer kriegerischen Thaten, der Jugend frühzeitig beym Unterricht vorstellen sollte.

Thomas Morus, dieser berühmte englische Großkanzler, wurde im Jahr 1480 zu London gebohren. Sein vortreflicher Kopf kam dem Alter und dem Unterricht zuvor, den er genoß, und sein grosser Geist entwickelte sich frühzeitig. Nachdem er die Universität verlassen hatte, begab er sich aus Andacht in ein Carthäuserkloster: aber nach vier Jahren verlies er dasselbe wieder, weil er eines unnützen und unthätigen Lebens überdrüssig

sig wurde. Im zwey und zwanzigsten Jahr seines Alters ward er schon zum Mitgliede im Unterhause erwählt, und eben damals offenbarte er schon seinen patriotischen Eifer. Heinrich der vierte that einst eine unbillige Forderung; alle Glieder des Unterhauses schwiegen, nur er allein widersprach dieser Forderung mit den stärksten Gründen. Von dieser Zeit an stieg sein Ruhm immer höher, so daß König Heinrich der achte ihn an den Hof zog, so sehr er auch dieses, aus Liebe zu den Wissenschaften und der Freyheit, von sich abzulehnen suchte. Allein sein angenehmer Umgang machte ihn diesem Prinzen und seiner Gemahlin so unentbehrlich, daß Morus fast immer, besonders aber des Abends, in den königlichen Zimmern war, und daselbst die Astronomie, Physik, Geometrie, Theologie und andere Theile der Gelehrsamkeit erklärte. Aber eben diese Trennung von seiner aufs zärtlichste geliebten Familie wurde ihm in der Folge so unausstehlich, daß er mit Vorsatz trocken, still und ernsthaft wurde, um dem Könige das Verlangen nach seinem Umgange nach und nach zu benehmen. Im Jahr 1520 machte ihn der König zum Großschatzmeister, und acht Jahre nachher zum Canzler von Lancaster. Der Prinz besuchte ihn öfters in seinem Hause, obgleich Morus keine seiner unbilligen Forderungen, wohl aber die billigen, im Parlement bewilligte. Auf dieser hohen Stuffe des Ansehens behielt er seine vorige Leutseligkeit bey, und niemals hat er sich

 an

an seinen Feinden gerächet, ob er gleich Gelegenheit dazu hatte. Die geringsten Leute hatten, gleich den Gelehrten, die er sehr hoch schätzte bey ihm täglich einen freyen Zutritt. Fiel eine streitige Frage vor, wobey irgend ein Gelehrter etwa eine schwache Seite zeigte, so war der Minister so weit davon entfernt, ihn zu beschämen, daß er vielmehr die Unterredung sogleich auf etwas anders lenkte. Wenn er, als Gesandter, auf seinen Reisen auf eine Universität kam, so disputirte er allemal zur allgemeinen Bewunderung. Nach den damaligen Zeiten beurtheilte man so etwas nicht, wie es gewiß itzt geschehen würde, als eine eitle Begierde sich zu zeigen, weil so eine Handlung ganz ohne schicklichen Zweck und ohne Nutzen ist. Ausser den Wissenschaften widmete Morus alle seine Kräfte Gott und dem Vaterlande, und dem letztern diente er mit einer solchen Uneigennüzzigkeit, daß er weder für sich noch für seine Familie jemals die geringsten Vortheile gesucht hat. Ein Ruhm, der, neben der Reinigkeit und Unschuld seines Gewissens, der Triumph seiner letzten Stunden war. Da der Glanz seiner Würde ihn nöthigte viele Bediente zu halten, so sorgte er doch wie ein guter Hausvater dafür, daß sie durch nützliche Beschäftigungen vor den üblen Folgen des Müssigganges bewahrt würden; auch hielt er als ein Mann von praktischer Religion mit seinen Kindern und Gesinde Hausandachten.

Dieser in allem Betracht grosse Mann war nichts weniger als mürrisch oder milzsüchtig. Er liebte Belustigungen; aber nur solche, die an und für sich unschuldig und seinem Charakter anständig waren. Ueber der Tafel ließ er aus den schönsten Werken der berühmtesten Schriftsteller vorlesen, und unterhielt hernach über das gelesene und gehörte mit seinen Gästen ein nützliches und angenehmes Gespräch. Seine Unterweisungen waren größtentheils wider die Eitelkeit, wider die Nachahmung böser Beyspiele, den Ehrgeitz, die Unzufriedenheit, den Müssiggang und die Liebe der Welt gerichtet.

Thomas Morus wurde endlich vom Könige zu der Würde des Großkanzlers erhoben, nachdem er zu Cambray einen sehr vortheilhaften Frieden zu Stande gebracht hatte. Nicht ohne Widerstreben bestieg dieser würdige Mann die hohe Stuffe, und als man ihn in dem Gerichtshofe der Canzley öffentlich einsetzte, so sagte er zu der Versammlung, daß er sie öffentlich und vor Gott beschwöre, daß sie es alsbald anzeigte, wenn er von seiner Pflicht abweichen würde. Auch das Recht des geringsten ließ er sich heilig seyn und unterdrückte ihn nicht zu Gunsten eines angesehenern. Eine Collision, über welche viele sich, ohne den geringsten inneren Vorwurf, hinaussetzen. Bey unserm Morus war alles gerade und offen, daher Hohe und Niedere ihn als den wahren Schutzgott

der

der Gerechtigkeit ansahen. Seiner vielen und schweren Geschäfte ohnerachtet nahm er sich doch der Ehre der Religion an, und rettete dieselbe wider die unschicklichen Angriffe Tindals. Die Bischöfe freueten sich über dieses Unternehmen des Morus, und da sie selbst die Religion weder vertheidigen konnten noch wollten, er aber einen grossen Aufwand und nur geringe Einkünfte hatte, so machten sie ihm für seine Schrift ein ansehnliches Geschenk. Allein dieser Mann war auf keine Art zu bewegen, dasselbe anzunehmen. Was ihm von seinen ordentlichen Ausgaben übrig blieb, das verwendete er zur Unterstützung der Armen.

Bey allen den grossen Verdiensten, die Morus besaß, bey aller der Rechtschaffenheit, die er in seinem ganzen Leben blicken ließ, konnte er doch nicht dem traurigen Schicksal entgehen, das ihm bevorstand. Heinrich der Achte drang in ihn, daß er in seine ungerechte Ehescheidung von der Königin Catharina willigen sollte. Der Großkanzler aber stellete dagegen vor, daß sein Gewissen ihm dieses schlechterdings nicht verstattete. Endlich dankte er lieber seine hohe Würde ab, um ein unbeflecktes Gewissen mit sich in jene Welt nehmen zu können. Sobald er das Steuerruder weggelegt, und gleichsam die stürmische See verlassen hatte, so schloß er sich in seinem Hause, wie in einem sichern Hafen, ein. Er ergab sich nun ganz den Uebungen der Religion, und der Menschenlie-

schenliebe und dem stillen Umgange mit den Musen. Aber dieser edlen und süssen Ruhe genoß er nicht lange. Der König opferte ihn endlich, weil er sich allemal seinen ungerechten Forderungen widersetzt hatte, seiner geheimen Empfindlichkeit auf, und verurtheilte ihn unter solchen Beschuldigungen zum Tode, von denen jedermann einsah, daß sie erdichtet und falsch waren. Man that ihm den Vorschlag, er sollte seine vorigen Gedanken wegen der Ehescheidung widerrufen, und des Königs Gnade dadurch suchen. Aber Morus antwortete nichts weiter darauf als dieses: „ich will Gott „bitten, daß er mich bey diesen gerechten und guten „Gesinnungen bis an mein Ende erhalten wolle.“ Als man hierauf vor dem Gerichte das entsetzliche Urtheil ihm vorlas, daß er gehangen, dann noch lebendig wieder abgenommen, sein Eingeweide aus dem Leibe gerissen, und er also als ein des Hochverraths Schuldiger lebendig geviertheilet werden sollte, so antwortete der Erhabene: „Ich „habe nichts mehr zu sagen, Mylords, als dieses: Gleichwie Paulus bey dem Tode des Stephanus zugegen war, und Wohlgefallen daran „hatte, und denen, die ihn steinigten, die Kleider „verwahrte, nun aber mit ihm im Himmel, in „ewiger Freundschaft lebt: so habe ich auch das „Vertrauen, und werde auf das inbrünstigste darum beten, daß, ob Sie gleich, Mylords, mich „itzt auf der Erde zum Tode verurtheilen, wir „doch einstens einander, zu unserer immerwähren-

„den

„den Seligkeit, im Himmel wiederfinden mögen.
„Gott erhalte Sie alle, insbesondere den König,
„meinen Herrn, und schenke ihm treue Räthe.“
Als er hierauf wieder in dem Tower geführt wurde, so ereignete sich auf dem Wege ein sehr rührender Auftritt. Seine liebste Tochter, die Gemahlin des Herrn Rocher, hatte ihn erwartet, und, sobald sie ihn erblickte, drängte sie sich durch die Menge Volks und Soldaten hindurch, empfieng von ihm den väterlichen Seegen knieend, umarmte ihn mit innigster Zärtlichkeit, und ganz gebeugt von Gram und Schmerz, konnte sie blos diese Worte hervorbringen: mein Vater! o mein Vater! Der gerührte Vater umschlang sie, und sagte zu ihr: „Daß, ob er gleich ganz unschuldig litte,
„er doch nichts ohne den göttlichen Willen leide,
„und daß sie demselben den ihrigen unterwerfen
müsse.“ Sie verließ ihn hierauf. Aber kaum hatte sie sich von ihm weggewendet, so drang sie, voll von unwiderstehlicher Wehmuth und Liebe, noch einmal durch die Menge der Zuschauer, fiel ihm nochmals um den Hals, und hieng eine lange Zeit an ihm, vom Schmerz halb entseelt. Der grosse Mann sah zum Himmel auf, sprach kein Wort, aber eine Fluth von Thränen floß auf seine Wangen herab, bis sie ihm den letzten Kuß gab, und davon eilte.

Wenige Tage nachher besuchte ihn ein Liebling des Königs, um ihn zu bereden, daß er sich

dem Willen des Königs unterwerfen sollte. Morus, um sich diesen ungestümen Mann recht bald vom Halse zu schaffen, sagte ihm endlich, daß er seine Gesinnungen geändert habe. Der Liebling eilte mit dieser Antwort sogleich zum Könige. Weil aber derselbe befürchtete, der Ueberbringer möchte den Sinn von den Worten des Morus nicht recht gefaßt haben, so mußte er sogleich wieder zurück und den Gefangenen fragen, in welchem Stück er seine Gesinnungen geändert habe? „Blos „darin, antwortete Morus mit Gelassenheit, daß „ich mir nicht, wie ich Anfangs geneigt war, „vorher meinen Bart will abnehmen lassen; son„dern ich will nun, daß er mit dem Kopf einerley „Schicksal haben soll.“ Diese spaßhafte Antwort wirkte so viel, daß der König das erstere harte Urtheil in die Enthauptung verwandelte, worüber Morus einige Freude zu haben schien.

An dem Tage seiner Hinrichtung zog er seine besten Kleider an, damit sein festlicher Aufzug die innere Zufriedenheit seiner Seele ausdrücken möchte. Nachdem er das Volk ermahnt hatte, für ihn zu beten, und er selbst gebetet hatte, so schenkte er dem Nachrichter das Geld, das er bey sich hatte, und sagte zu demselben: „Fasse nur Muth „und fürchte dich nicht, dein Amt zu verrichten; „mein Hals ist nur kurz; hüte dich also, daß dir „der Streich nicht mislinge, sondern rette deine „eigene Ehre.“ Hierauf verband er sich selbst die Augen, knieete nieder, und, indem er das

Haupt auf den Block legte, bat er den Nachrichter, nur noch so lange zu warten, bis er seinen Bart zurück gelegt hätte; denn dieser, setzte er hinzu, hat keinen Hochverrath begangen: und in eben dem Augenblick wurde der Kopf vom Leibe gehackt.

Ueber die Schönheiten der Natur.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Erde verkündigt seiner Hände Werk. — Wenn unsere Empfindungen nicht alles schön finden, sagt der Weltweise, so frage man den Verstand. — Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und es war alles sehr gut. — Der Winter ist rauh und doch schön. — Der Donner fürchterlich und doch hört man ihn gern. Berge und Felsen sind ungeheure groteske Klumpen; ihre jähen Höhen erregen Schauder: sie sind beschwerlich dem Wanderer und grosse Hindernisse dem Verkehr der Völker. Aber ohne sie ist keine Gegend recht schön. Eben so schrecklich schön ist das fürchterliche Getöse der Wasserfälle, und grauenvoller noch, wenn man sich denkt, wie mancher Nachen mit Menschen schon seinen Untergang darin fand. Noch mehr aber schaudert unsre Seele bey dieser Idee vor dem weiten unabsehbaren Ocean zurück. Und doch verweilt unser Auge bey allen diesen Gegenständen gern und verliert

liert sich billig in eine Tiefe von Bewunderung, welche fähig ist, unserm Geist eine sehr heilsame Stimmung zu geben. Schön ist der sanfte Frühlingsmorgen — Schön die stürmende Nacht im Steinbock. Einladend zu hohen Gefühlen ist es, wenn der milde Abendstrahl, nach einem sanften wohlthätigen Regen Flur und Hayn vergoldet — Aber unser Geist verliert sich in grundlose Tiefen beym Anblick des gestirnten Himmels. Wo findet wohl diese undenkbare Anzahl Welten ein Ende? Denn die ganze undenkbare Summe läßt sich doch wie eine Eins denken, womit dies endlose Heer von Welten gleichsam erst anhebt, um sich in alle Ewigkeit zu vervielfältigen. Laßt uns daher zu dem Pünktchen wieder zurückkehren, das wir bewohnen und mit welchem wir ganz ordentlich alle Jahr die grosse und herrliche Reise um die Sonne machen. Alle Luftbälle, die je noch mögen erfunden werden, sind so ganz und gar nichts dagegen; denn wie könnte wohl je eine das leisten, um so eine Fahrt damit anzustellen? Daß wir dies nie erwägen, welch' einen Raum uns diese Erde durch das Firmament führt, das ist blos unsere eigene Schuld. Die körperlichen Vergnügungen, für welche von je her und immerfort so häufig gesorgt wird, und welchen wir uns immer zuerst und am vorzüglichsten überlassen, berauben uns der vielfältigen und weit mannichfacheren, weit befriedigerenden Vergnügungen des Geistes, wozu uns alles einladet, was uns umgiebt, wenn wir nur

den Beobachtungsgeist schärfen, und uns gewöhnen, über alles nachzudenken. Denn gewiß, blos darin allein besteht der Himmel auf Erden, so wie die Seligkeit, die wir einst erwarten. Traurig genug, meine Kinder, ist das Loos der Armen und der unteren arbeitenden Stände, die von Jugend auf und in ihrem ganzen Leben keine solche Gelegenheiten haben können, um Vergnügungen dieser Art schmecken und schätzen zu lernen. Aber gewiß weit trauriger ist so ein Anblick bey wohlhabenden, bey vermögenden Personen, die alles in Händen haben, was zur Erweiterung ihrer Kenntnisse beytragen kann; die frey über ihre Zeit disponiren können, und doch von allem diesen einen so schlechten Gebrauch, eine so schlechte Eintheilung machen; die, ganz in sinnlichen Vergnügungen begraben, den niederen Geschöpfen gleichen, die immer nur zur Erde herabsehen. Vor diesen haben oft manche Arme noch einen Vorzug, die bey ihrem mässigen, nüchternen, arbeitsamen Leben doch manchen seligen Zwischenraum finden, wo der reizende Anblick eines geringen Blümchens ihrem natürlich hellen Verstande und ihrem unverdorbenen Gefühl Stof und Unterhaltung und dunkle Aufschlüsse von einer künftigen Seligkeit giebt, zu welcher auch sie bestimmt sind, so gut wie sie sich hienieden mit den reichsten und angesehensten auf Einer Stufe des Daseyns befinden. Dies, meine Kinder, beherziget wohl, und vergesset es nie. Nie sey Reichthum und Armuth der Maasstab,

stab, nach welchem ihr äusserlich die Menschen beurtheilet. Verachtet auch den Geringsten nicht, und erhebt selbst den Angesehensten nicht zu sehr. Vorzüglich aber seyd auf euern eigenen Werth aufmerksam und glaubt, wenn ihr alles gelernt habt, daß euch immer noch sehr viel fehle; — wenn ihr alles einsehet; — daß immer noch sehr vieles euern Augen verborgen bleibe. Dies wird euch bey Demuth erhalten, wird der wahre Probirstein seyn, daß ihr euch selbst kennet.

Wenn ich sage, ich will euch mit den Schönheiten der Natur unterhalten: so ist die erste Idee bey euch gewis der allgemeine Glanz der Natur, der euch umgiebt — der Reitz einer schönen Gegend — das Bild des Paradieses — die elyseischen Felder. Wenn findet ihr eine Landschaft schön? Gewiß nicht in dem ewigen Einerley einer Ebene, so schön sie auch sey; wenn sie nicht wenigstens von einigen Hügeln und Gebüschen umkränzt, nicht von einem Bach durchschlängelt wird. Reicher ist wohl kein Land in der Welt als die Schweitz an mannigfachen Scenen von malerischen Gegenden. Aber eben dieser Ueberfluß an schönen Aussichten ist wohl die Ursache, daß die Einwohner derselben eine ungeheuer fürchterliche Einöde von Gletschern, das Paradies genannt haben. Alles kann einer Gegend fehlen, nur Wasser nicht, wenn sie einigermassen schön seyn soll. Ich werde euch daher in der Folge mit einiger Beschreibung

der vornehmsten Flüsse, Seen, Wasserfälle, Berge, Thäler, Höhlen unterhalten, und von diesen zu einigem Detail anderer Schönheiten der Schöpfung übergehen.

Verzeichniß der merkwürdigsten Flüsse des Erdbodens, und zwar zuerst der europäischen.

Unter diesen nehmen wir billig die grossen Ströhme Deutschlands, unsers Vaterlandes, zuerst, und fangen mit denen an, die uns am nächsten liegen. Man lernt dabey zugleich eine Menge kleiner Flüsse kennen, welche von den grossen aufgenommen werden.

Die Oder.

Dieser den preussischen Staaten so wichtige Strohm entsteht in Mähren, im Olmützer Kreise, zwischen Bautsch und Span, fängt an bey Ratibor in Schlesien fruchtbar zu werden, und tritt, nachdem er ganz Schlesien durchflossen, und unterhalb Krossen den Bober und die Neisse aufgenommen hat, in die Mark Brandenburg, darinn er sich mit der Warte vereiniget, alsdann nach Pommern und endlich durch das grosse Haf in die Ostsee fliesset.

Die Elbe.

Sie entspringt in dem schlesischen Fürstenthum Jauer auf dem Riesengebirge, tritt bald in Böhmen

men ein, nimmt bey Melnick die Moldau und ohnweit Leutmeritz die Eger auf. Sie geht hierauf nach Obersachsen, vereinigt sich bey Dessau mit der Mulde und oberhalb Barby mit der Saale. Auf ihrem Wege durch die niedersächsischen Lande empfängt sie durch die Ergiessung der Havel bey Havelberg in der Ilmenau bey Winnese einen neuen Zuwachs, vertheilt sich hienächst in viele Aerme, schließt viele Inseln ein, und bildet hernach einen sehr breiten Strohm, der, nachdem er bey Glückstadt durch die Stör noch eine Verstärkung erhalten hat, sich in die Nordsee ergiesset. Die Ebbe und Fluth aus diesem Meere erstreckt sich beynahe 22 Meilen weit die Elbe hinauf.

Eine merkwürdige Naturbegebenheit, die man vorzüglich an den Ausflüssen der Elbe und Weser bemerkt, ist das sogenannte Nassern. Dies bestehet in einem Geräusch und Getöse, welches man bey stillem Wetter und heiterem Himmel vernimmt. Es gleicht dem entfernten dumpfen Brausen eines starken Sturmwindes, der durch einen Wald wehet und mit unter ein Rauschen des Wassers hören läßt. Betrachtet man zu der Zeit die Fläche des Strohms, so entdeckt man nichts als die Bewegung kleiner Wellen, die auf die Fläche des Wassers schlagen, die sonst bey dem stillen Wetter, ohne diesen Umstand, so eben und glatt wie ein Spiegel ist. Je mehr man sich dem Strohm

eine gewisse Weite nähert, läßt dieses Geräusch allmählich nach und verliert sich endlich ganz: nimmt aber in eben dem Grade wieder zu, je weiter man sich von ihm entfernt. Dieses Rassern soll übrigens eine Veränderung der Luft zum guten oder bösen Wetter verkündigen. Hat es im Winter eine Zeitlang gefroren, doch ohne daß der Strohm mit Eis belegt ist; so ist dies Geräusch, wenn es sich weiter hinauf in Südwesten hören läßt, der Vorbothe eines Südwestwindes und erfolgenden Thauwetters, vernimmt man es aber unterwärts im Nordwasser, so verkündigt es einen Windsturm aus Norden: auch wohl gutes Wetter.

Ein ungenannter genauer Beobachter dieser Naturbegebenheit erzählt davon folgendes:

„Ich reisete am 27ten Jul. 1763 von **Hamburg** die Elbe hinunter, in die Gegend von **Stade**. Die Luft war an diesem Tage bis gegen Mittag ausserordentlich sanft. Wie wir eine kleine Weile vor Finkenwerder übergeschifft waren; so hörten wir zur linken Seite, in der Mitte des Strohms das gedachte Geräusch. Ein gelehrter Freund, der mein Begleiter war, fragte die Schiffsleute um die Ursache dieses Getöses. Sie antworteten: daß sich solches bey ruhigem Wasser jederzeit **über dem Sande** hören ließe. Wenn nämlich das Wasser zur Zeit der Ebbe so tief hinabsänke, oder bey der Fluth so hoch stiege, daß eine Sandbank nur noch mit einem, oder einem hal-

ben

den Fuß bedeckt bliebe: so geschähe es, daß das über selbiger hinweglaufende Wasser einen Schall dieser Art hervorbrächte. Wir nahmen dies vorerst an, weil wir nicht sogleich eine andere Ursache zu finden vermögend waren. Bald aber wurden wir von der Wahrheit dieser Angabe überzeugt, wie wir in der Gegend, wo sich das Rassern äusserte, eine zitternde Bewegung auf der Fläche des Strohms wahrnahmen, deren Bezirk sich in der Länge ohngefähr auf 600 und in der Breite etwa auf 200 Schritt belaufen mochte. Der Schiffer versicherte, daß diese Bewegung ganz eigentlich den Umfang des unter dem Wasser erhöheten Sandes anzeigte. Bey weiterem Nachdenken fanden wir die Ursache des Rasserns in dem Widerstande, den der erhöhete Sand der geschwinden Bewegung des ströhmenden Wassers entgegensetzte. Nun zähle man sechs Schritte auf eine Ruthe und nehme an, der Sand sey 33 Ruthen breit, 100 lang und 1 Ruthe hoch gewesen; ferner stelle man sich eine unzählige Folge von Kubickruthen Wassers rückwärts im Strohme vor und gebe einer jeden einen oder einen halben Fuß in der Höhe zu; — man erwäge endlich die Geschwindigkeit des Flusses und die Gewalt des Wassers, welcher der Sand im Wege stehet: so wird man einsehen, welche Mühe der Strohm habe, dem Sande auszuweichen, weil ihm von beiden Seiten eine gleiche Gewalt des Wassers widersteht. Deswegen muß die Oberfläche des Strohms über dem Sande

nothwendig etwas erhöhet werden, bevor das Wasser zur Seite seinen Ablauf suchen kann. Dieser Ablauf nun giebt dem Wasser eine schnelle wellenförmige Bewegung, welche, indem sie über dem Sande spielet, den eigentlichen Schall des Rasserns verursacht.

Je grösser die Sandbänke sind, und je zahlreicher sie bey einander liegen, desto stärker ist auch dies Geräusch: daher denn auch natürlicherweise nahe am Ausflusse der Elbe, wegen der daselbst befindlichen grossen Menge Sandbänke, das Rassern sich vorzüglich auszeichnen muß. Uebrigens mag es mit einer Wetterveränderung nichts gemein haben, so wenig wie jedes andere Rauschen kleiner Bäche, wenn sie über Sand und Kiesel weglaufen. Es darf auch nur ein geringer Wind den Strohm beunruhigen und Wellen bilden: so wird unter dem Anschlagen derselben sich das Rassern sogleich verlieren."

Man kann sich aber vorstellen, welche Wirkung dies angenehme Geräusch in dem dortigen Elysium bey hervorglänzender Morgensonne, oder in schattigter einschlummernder Mittagslaube, oder beym sanften Abendstrahl, oder beym Schimmer des Mondes in Frühlingsnächten, wenn der schluchzende Ton der Nachtigallen am Ufer wiederhallet — auf den gefühlvollen sorgenfreyen Bewohner dieser Gegend haben müsse.

Die Weser.

Auch dieser nahrhafte Strohm ergötzt seine Anwohner durch Reitz und Anmuth. Er entsteht unter dem Namen der Werre in dem fränkischen Herzogthum Coburg, ohnweit des Eisfeldes, vereinigt sich im Braunschweigischen mit der Fulde und nimmt alsdenn den Namen der Weser an. Nachdem er endlich das Hessische, Braunschweigische, Paderbornsche, Bremische und Oldenburgische durchströhmt hat, so fällt er zwischen Lauenburg und Oldenburg in der Breite von 54 Grad in die Nordsee.

Der Mayn.

Dieser Fluß hat eine doppelte Quelle; eine in dem Fürstenthum Bayreuth, bildet einen Bach, genannt der rothe Mayn, weil er dort in einem rothen Leimen läuft, von welchem er gefärbt wird: die andere auf dem Fichtelberge, unterscheidet den weissen Mayn. Beide Arme vereinigen sich ohnweit Steinhausen, nehmen hernach die Flüsse, Regnitz, Saale, Tauber und Kinzig auf, und ergiessen sich bey Maynz in den Rhein. Das Wasser dieses Strohms ist übrigens die mehreste Zeit leimicht und trübe.

Der Rhein.

Entspringt in Graubünden an den Alpen, und entsteht aus der Vereinigung dreyer Flüsse, wel-

che der vordere, mittlere und hintere Rhein genannt werden. Der vordere Rhein entspringt aus einem See, der auf dem Oberalp, einem neben dem Crispalt stehenden Berge, befindlich ist. Der mittlere Rhein kommt von dem grossen Luckmanier, fließt etwa sechs Stunden weit durch das Mädelsthal und geht bey dem Kloster Disentis mit dem vorderen Rhein zusammen. Der hintere Rhein entspringt ohnweit des Dorfs zum Rhein auf dem Avicula, und vermengt sich mit dem andern Rheine bey Bonaduz und Reichenau. Dieser Strohm wird bey der Stadt Chur schon schiffbar. Er fällt unter Rheineck in den Bodensee, aus welchem er bey Kostnitz heraus und wiederum in den Zellersee gehet. Er nimmt hierauf die Flüsse Thur und Aar ein, und verläßt, nachdem er die Städte Basel und Schafhausen berührt hat, die Schweitz, setzt seinen Lauf nach Deutschland fort, und geht durch Schwaben, Elsas, Pfalz und das Gebiet der drey geistlichen Churfürsten, nebst einem Theil von Cleve. Bey Manheim vereinigt er sich mit dem Neckar, und bey Maynz mit dem Mayn. Bis hieher wird er der Ober-Rhein genannt; von nun an heisset er aber der Niederrhein. Er nimmt nunmehro die Lahn und bey Koblenz die Mosel auf, tritt bey Schenkenschanz in die Niederlande ein, und theilet sich in zwey Arme. Der eine dieser Arme, die Waal genannt, geht über Nimmegen und Thiel und

verei-

vereinigt sich erst bey St. Andries, in der Folge aber bey Loevestein mit der Maas. Der zweite Arm ist der eigentliche Rhein, der ehmals in einem krummen Lauf nach Arnhem gieng, izt aber durch den pannerdensischen Canal fließt. Er theilet sich bey Ysselort in Geldern wieder in zwey Arme, davon einer durch den Graben des Drusus in die Yssel geleitet, unter diesem Namen, bey Kampen in die Südersee fällt: der andere aber unter dem Namen des Rhein nach Arnhem geht und sich abermals in zwey Aeste theilet. Der vornehmste derselben, genannt der Leck, richtet seinen Lauf nach Kuilenburg, Vianen und Schoonhoven, und vereinigt sich mit der Maas. Der zweyte geht nach Utrecht und Leiden, und ergießt sich von diesem, ohnweit dem Dorf Katwyk, in die Nordsee. Allein diese Mündung ist gegenwärtig verstopft, und der Rhein, an welchem man bey Leiden keine Bewegung mehr verspürt, breitet sich in verschiedene Canäle aus, davon einer zum deutschen Meere führt, der andere aber auf Katwyk op Zee gehet.

So dreydeutig also dieser weitläuftige Strohm schon bey seinem Ursprunge ist, so nichtsbedeutend wird er am Ende durch die vielfältigen Trennungen, die er leidet. Uebrigens sind seine deutschen Gestade wegen ihrer grossen Anmuth berühmt, die jedermann bezaubert, der auf seinem Gewässer umherreiset. Die mannigfaltigen Wasserfälle des

Rheins werden in der Folge besonders beschrieben werden.

Die Donau.

Entspringt in Schwaben, und zwar, der gemeinen Meinung nach, bey dem fürstenbergischen Städtchen Doneschingen. Es ist zwar gewiß, daß von dem Wasser, das unterhalb dieses Orts fließt, ein grösserer Theil in den Flüssen Briege und Breege aus dem Würtembergischen herkomme: allein der von Doneschingen laufende Bach ist von jeher im Besitz des Namens der Donau gewesen. Dieser Strohm nimmt seine Richtung gegen Morgen, durchströhmt Schwaben, Bayern, Oesterreich, Ungarn, Servien, Bulgarien, die Wallachey und Moldau, und stürzt sich, nachdem er an sechzig, meistentheils schiffbare, und hundert kleinere Flüsse aufgenommen, durch verschiedene Mündungen, mit einer ausserordentlichen Heftigkeit ins schwarze Meer. Ehemals führte derselbe von da an, wo er die deutschen Gränzen verläßt, den Namen Ister: dies geschiehet ohnweit Haimburg, wo er in Ungarn eintritt.

Oberhalb Ulm, wo der Fluß Iler in die Donau fällt, wird sie schifbar. Unterhalb Donauwerth nimmt sie den Lech und bey Deckendorf den Iser auf. Bey Passau vereinigt sich der Inn mit ihr, so wie die Ens, ohnweit der

Stadt

Stadt gleiches Namens. In der Folge erhält sie durch die Morau, Raab, Theiß, Drau, Sau, Moldau und den Pruth, einen grossen Zuwachs.

Dieser Strohm hat einige Wasserfälle, besonders den Strudel, eine halbe Meile unter Grein in Oberösterreich, dessen Durchschnitt wegen der vielen Klippen, die daselbst unter dem Wasser verborgen sind, überaus gefährlich ist.

Die Embs.

Kommt aus dem Paderbornischen, durchströhmt das Bisthum Münster der Länge nach, und tritt aus demselben in Ostfriesland ein. Sie wird durch die Flüsse Werse, Hessel, Bever, Aa, Hose und Leda, verstärkt, und geht endlich durch den Dollart in die Nordsee. Bey ihrem Ausflusse ist sie sehr breit, und theilt sich in zwey Arme, welche die Insel Borkum einschließen. Die Ebbe und Fluth bemerkt man gleichfalls auf 3 Meilen im Strohm, und auch fast so weit ein salziges Wasser.

Die Maas.

Kömmt in Champagne ohnweit der lothringischen Gränze zum Vorschein, fließt zwischen dem Gelderlande und Braband fort, und vereinigt sich zweymal mit der Waal: das erstemal

bey

bey der Schanze St. Andries; das anderemal bey Loevestein und erhält alsdenn den Namen Merwe oder Merwede. Ohnweit Dortrecht theilt sich dieser Strohm wieder in zwey Arme, von welchen der rechte bald die Maas, bald die Merwe genannt wird, der linke aber beständig die alte Maas heißet. Beyde vereinigen sich abermals in der Gegend von Vlaardingen, und ergießen sich endlich unter dem Namen der Maas, ohnweit der Insel Rosenburg, in die Nordsee.

Die Schelde.

Hat ihre Quellen in der Picardie, auf dem St. Martins Berge; fließt durch Hennegau und Flandern, nimmt verschiedene kleinere Flüsse, als die Dender, Demer u. s. f. ein, theilet sich bey Sandvliet in zwey Arme, davon einer die Ostschelde, der andere der Hond, oder die Westschelde heißet. Beyde ergießen sich hiernächst in die Nordsee; und zwar der erste zwischen den seeländischen Inseln Schouwen und Walchern; der zweyte zwischen Walchern und dem Lande von Cadzant.

Die Themse.

Hat ihren Ursprung theils in Buckinghamshire, theils in Wiltshire; denn sie entstehet ohnweit Dorcester aus der Zusammenkunft der beyden Flüsse Thame und Isis, woher, wie es

scheint,

scheint, der lateinische Name Thamesis kömmt. Sie durchströhmt Barkshire, Serry, Midlessex, Essex und Kent, und fällt in einer weiten Mündung, sechzig englische Meilen unter London, in die Nordsee.

Die Seine.

Entspringt in Burgund, gleich am Schlosse Chanceau, zwo Stunden von St. Seine. Sie fließt von da durch Champagne, Isle de France und Normandie, und wird bey Troyes schiffbar. Nachdem sie sich mit den Flüssen Sonne, Loing, Maree, Oise, Eure und andern vereinigt hat, so fällt sie zwischen Havre de Grace und Honfleur in das Atlantische Meer, wo dieses im Anfange des Canals einen Meerbusen an der Küste Normandie bildet.

Die Rhone.

Entspringt gleich bey dem Berge Furka aus zween, fällt bald darauf mit großem Ungestüm zwischen hohen Felsen hinab, und erhält darauf, durch verschiedene Bäche, einen ansehnlichen Zuwachs. Sie durchschneidet das Walliserland, und gehet in den Genfersee; kommt bey Genf wieder zum Vorschein, und gehet durch einen kleinen Theil von Savoyen nach Frankreich. Dann vereinigt sie sich bey Lion mit der Saone; läuft zwischen der Provinz Lion und der Dauphinee,

auch

auch zwischen Languedoc an einer, und Dauphinee und Provence auf der andern Seite, und fällt, nach Aufnahme der Flüsse Isere und Dürame, zwischen Montpellier und Marseille durch drey Mündungen ins mittelländische Meer, oder eigentlich in den Meerbusen von Lion. Unter die besondern Eigenschaften dieses Flusses gehört, daß er wider die Gewohnheit der übrigen Ströhme in Frankreich, destomehr aufschwillet, je wärmer der Sommer ist: ein Umstand, der von den Schneeschmelzungen an den Alpen veranlasset wird.

Die Garonne.

Kömmt aus den Bergen von Aure in der Grafschaft Comenges. Sie wird bey Muret schiffbar; nimmt die Flüsse l'Auriege, la Sare, la Gimone, la Tare, la Rize, le Gier und le Lot auf. Nach ihrer Vereinigung mit der Dordonne bey Bec d'Ambez wird sie Gironde genannt, und fällt bey la Tour de Gordouan durch zwo Mündungen ins atlantische Meer. Die Ebbe und Fluth steigt in diesem Flusse beynahe dreyßig französische Meilen, von ihrem Ausfluß angerechnet, zurück.

Die Loire.

Ehemals Ligeris, hat ihren Ursprung an den Grenzen von Languedoc, auf den sevennischen

schen Gebirgen. Bey Rouanne, in der Provinz Lion, wird sie schiffbar: allein beym Eintritt in le Forez wird ihr Wasser so seicht, daß sie keine Schiffe zu tragen vermag. Es sind viele Felsen in diesem Strohm, vornemlich über Rouanne, in einer Gegend, welche le Saut de Piney genannt wird. Er nimmt die Flüsse Allier, Cher, Indien, Creuse, Vienne und Maienne auf, und stürzt sich unter Nantes in der Breite von ohngefähr 47 Grad 15 Minuten in das atlantische Meer.

Die Guadiana.

Entspringt in Neucastilien aus den Seen, die man Lagunas de Ruidera nennt, und die mit hohen Bergen umgeben sind, zwo Meilen von dem Flecken Ossa. — Dieser Fluß hat schon da, wo er unmittelbar aus dem See hervorströhmt, eine Breite von 12 bis 20 Fuß und an verschiedenen Stellen eine beträchtliche Tiefe. Sein Lauf ist langsam und fast unmerklich. Da er sich in einer trägen Bewegung auf einem sandigen Boden fortwindet, so nimmt er allmählich ab, und soll sich eine Zeitlang unter der Erde verborgen halten. Er vereiniget sich hierauf mit dem Fluß Gyulea und einigen andern, und ergießt sich alsdann, nachdem er überhaupt Algarbien und Andalusien abgesondert, das spanische Estremadura und die südlichen Theile von Portugall benetzt hat,

ohngefehr im 37sten Grad nördlicher Breite, ins Meer.

Der Guadalquivir.

Vor Alters genannt: Bätio, Partessus und Circius. Seine Quellen sind in dem Gebirge Segura, und zwar an der südwestlichen Seite desselben. Bey dem Austritt aus dem Gebirge wird er durch einige Bäche, die aus den Felsenritzen hervorschiessen, ohnweit Cacorla, ansehnlich verstärkt. Er geht hierauf wieder in das Gebirge hinein, und empfängt, nachdem er dasselbe von neuem verlassen hat, den Guadacevas, durch dessen Vereinigung er sehr anwächst; ferner die Flüsse Cannamores, Rio de la Vega, Guadiana (welcher von dem, den wir so eben beschrieben haben, unterschieden ist) und den Gerril, der sich bey Palma, im Königreich Cordoua in den Guadalquivir ergießt. Dieser ansehnliche Strohm nimmt anfangs seine Richtung südwärts, neiget sich hienächst nach Westen bis Sevilla fort, von da er wieder gegen Süden gehet, und sich bey San Lucar de Barrameda ins Meer ergießet.

Der Tajo.

Entspringt in den Bergen von Cuenca, an den arragonischen Grenzen in einem Thale, genannt las Veguillas, ohnweit der Quelle des Fluß-

Flusses Xucar, der seinen Lauf gegen Morgen nimmt. Eine halbe Meile von der Stadt Aun-non drängt er sich zwischen hohen Felsen durch, und in dem Gebirge von Colarque erhält er von dem Fluß Guadiela eine ansehnliche Verstärkung. Bey Aranguez nimmt er den Xavanca auf, und geht von da nach Toledo fort. In Portugall vereiniget er sich mit dem schnellen Strohm Zapere, breitet sich gegen seinen Ausfluß sehr aus, bildet verschiedene Inseln, und vermischt sich bey Lissabon mit dem atlantischen Meer.

Die Tiber.

Hat ihre Quellen in dem Gebirge Apenin, an den Grenzen von Florenz, fließt durch die Staaten des Pabsts, nimmt viele Flüsse von geringerer Wichtigkeit auf, und fällt unterhalb Rom durch zwo Mündungen in das Toscanische Meer.

Der Arno.

Seine Quellen sind an den Grenzen von Romaniola auf dem Berge Falterona, einem Theile des Apenninischen Gebirges. Nachdem er ganz Florenz durchströhmt, und die Sieva, Pesa und Elsa aufgenommen hat, fällt er bey Pisa ins Toscanische Meer.

Der Po.

Entspringt auf dem Berge Veso, einer der höchsten unter den Alpen, fließt durch Piemont, Montferrat, Mayland, und fällt, nachdem er die Adda, den Tesino und noch über dreyßig andere Flüße aufgenommen hat, durch verschiedene Mündungen, im Herzogthum Ferrara ins adriatische Meer.

Die Weichsel.

Entspringt in dem schlesischen Fürstenthum Teschen, beym Anfange des karpathischen Gebirges, gehet durch Polen, und nachdem sie sowohl hier als in Preussen verschiedene Flüsse aufgenommen, fällt sie bey Danzig in die Ostsee; durch zween andere Aerme aber, Nogat und Altweichsel genannt, ins frische Haf.

Die Memel.

Hat ihren Ursprung in Litthauen bey Slonin. Sie erhält durch die Schassupe, Juso und Tilsa, eine ansehnliche Verstärkung, verliert eine Meile unter Tilsit ihren Namen, und ergießt sich in zwey Armen, von welchen der nördliche die Russe, der südliche aber die Gilge heißet, in das kurische Haf. Ihr Lauf erstreckt sich auf 83 Meilen. Sie hat zum Theil ein hohes und sehr fruchtbares Ufer.

Der Niester.

Vor Alters Tyras, auch Dynastris, entspringt in Rothreussen, bewässert einen großen Theil der Moldau auf der Nord- und Ostseite, und fällt bey Belgrad ins schwarze Meer. In ihn ergießen sich die Flüsse Reut und Borna, und andere geringere Bäche.

Die Düna.

Oder Dwina, entspringt in Rußland, scheidet Liefland und Curland von einander, und geht unterhalb Riga, bey Dünamünde in die Ostsee. Sie nimmt unterschiedene kleinere Flüsse auf, als: die Illuxt, Ewst, Pers u. a. m. und bildet hin und wieder Inseln.

Der Dnieper.

Oder Dneper, vorzeiten Borysthenes, entstehet aus einem Sumpf des Wolchenskischen Waldes, etwa 20 Meilen über Smolensko, geht in vielen Krümmungen durch Litthauen, Klein Reussen, das Land der saporogischen Kosacken, und fällt zwischen Okzakow und Kinburn ins schwarze Meer, nachdem er vorher einen morastigen See, der sechzig Werste lang, und an manchen Stellen bis zehn breit ist, gebildet hat. Sein Weg, vom Ursprunge an, bis zum Ausfluß, beträgt an 200 Meilen. Das Ufer ist an beiden Seiten des Strohms fast durchgängig hoch und

fruchtbar. Innerhalb einer Länge von sechzig Wersten hat er dreyzehn Wasserfälle, davon freylich einige nur unerheblich sind. Bis an den erwähnten See ist er voller Inseln, so daß er nicht sieben Meilen freyes Wasser hat. Er ist reich an mancherley Arten Fischen.

Die Wolga.

Ist einer der größten Ströhme des Erdbodens, indem er einen Weg von fünfhundert geographischen Meilen zurücklegt. Sie hieß vorzeiten Rha, und entspringt aus dem See Wronow, ohnweit der Stadt Rzeva Viodimerski in Rußland, an der Grenze von Litthauen, in der Breite von 56 Gr. 15 Min. Nach Zurücklegung eines zwoſtündigen Weges fließt sie durch den See Wolgo, und erhält bey ihrer Herauskunft den Namen Wolga. Bey der Stadt Twer, etwa 20 Meilen von seinem Ursprunge, wird dieser Strohm schon schiffbar. Er benetzt einen großen Theil von Rußland, nimmt verschiedene ansehnli- Flüße, als: den Occa und Kama auf, und ergießt sich zwölf Meilen unter Astrachan, durch mehr als siebenzig Mündungen, in welchen sich eine große Anzahl Inseln befindet, in die kaspische See.

Die Syre.

In Norwegen, fließt von Langfielder Höhe herunter, durch das Thal in die See Lundevand,

devand, und ergießt sich alsdann ins Meer. Da ihre Mündung zwischen den Klippen, die sie daselbst umgeben, sehr enge wird, so stürzt sie mit einer solchen Schnelligkeit und Macht in die See hinein, daß letztere dadurch auf ein Paar Meilen im Umfange ganz aufrührisch gemacht, und beym stillesten Wetter in eine heftige Bewegung gesetzt wird.

Der Motalastrohm.

In Schweden, entspringt im Wettersee, vereinigt sich mit siebenzehn kleinern Flüssen, hat bey Nordköping einen Wasserfall, und geht in die Ostsee.

2. Asiatische Flüsse.

Der Jordan.

Kömmt in Palästina, und zwar in dem nördlichen Theile desselben, aus dem kleinen See Phiala, in einer Entfernung von vier Meilen von ihm, durch die Erde hervor. Daß der Jordan diesen Ursprung habe, entdeckte König Agrippa zuerst, als er einiges Stroh in diesen See werfen ließ, welches bey Paneas wieder zum Vorschein kam. Dieser Strohm fließet in einer geraden Linie von Norden gegen Süden, und legt etwa fünf und dreyßig Stunden zurück. Nachdem er sich bey Paneas gebildet hat, wird er in seinem

Lauf durch einige Bäche verstärkt, und macht etwa drey Stunden von seiner Quelle einen kleinen morastigen See, welcher vorzeiten der See Samochonitis hieß, heutiges Tages aber der See des Jordans genennet wird. Aus diesem See führet der Strohm ein trübes und unreines Wasser mit sich fort; weil es aber in der Folge über einen felsichten Boden zwischen Hügeln hindurchläuft; so setzt sich der Schlamm, und das Wasser wird klärer. Er erreicht hierauf mit einem schnellen Zuge das Meer von Tiberias, ergießt sich darin, und kommt auf der Südwestseite desselben wiederum hervor. Sein Lauf gehet anfänglich gegen Süden fort, hernach wendet er sich gegen Westen, darauf wieder gegen Süden; gehet alsdann in lauter Krümmungen, etwa um die Breite von Jerusalem in das todte Meer. Die vornehmsten Flüsse, die er aufnimmt, sind: der Jarmuch Jabock, die auf der Ostseite, und der Krith, Elbise, die auf der Westseite in den Strohm fallen.

Der Euphrat.

Forat oder Phrat, entstehet, nach dem Abulfeda, gegen Nordost, von Erzerum, unter dem 64ten Grade der Länge, und 42½ der Breite. Tournefort berichtet, daß er zwo Quellen habe, deren eine eine Tagereise, die andere aber zwo Tagereisen von gedachtem Ort entfernt wären, und welche sich hiernächst bey Mommacotum

der-

gestalt vereinigten, daß sie die Ebene, worauf Erzerum stünde, zu einer Halbinsel machten. Tavernier und Otter geben seinen Ursprung wieder anders an. Dieser Strohm scheidet Natolien und Armenien von einander, ferner Syrien und Diarbeck. Er theilet sich hienächst in zwey Arme, davon einer nach Süden geht, und sich am Ende in den Morästen verliert. Der andere, welcher viel stärker ist, nimmt den Namen Sura an, geht hierauf gleichfalls gegen Süden, vertheilet sich wiederum in kleinere Aeste, und vereinigt sich nahe bey dem Lande Dschevasir mit dem Tiger, trennt sich aber hernach wieder, und ergießt sich in den persischen Meerbusen. Der Euphrat hat beständig ein trübes Wasser. An einigen Stellen fließt er langsam, an andern überaus schnell. Da er oft kleine Arme absetzt, die sich mit dem Hauptstrohm wieder vereinigen, so bildet er dadurch hin und wieder Inseln. Die Länge seines Laufs beträgt über fünfhundert Meilen.

Der Tiger.

Dessen Name seines geschwinden Wasserzuges wegen von einem Pfeil entlehnt ist, hat seine Quellen auf den Grenzen von Natolien, bey Pati, etwa im 38sten Grad nördl. Breite. Dieser Strohm bewässert einen großen Strich Landes, vornehmlich Diarbeck und Iracarabi, und wird durch den Fluß Diala ansehnlich verstärkt. Er vereinigt sich hiernächst in der Breite von 31 Grad

mit dem Euphrat, und fällt unter Bassora in den Persischen Meerbusen.

Der Indus.

Oder Sind, kömmt aus den Gebirgen, welche klein Thibet von Kaschmir scheiden, fliesset durch einen großen Theil des Indostanischen Reichs, und fällt in verschiedenen Mündungen, ohnweit des Wendekreises des Krebses, in das Indische Meer, nachdem er sich vorher mit verschiedenen kleinern Flüssen vereinigt hat.

Der Ganges.

In Indien genannt Gang und Ganga, ist der größte Strohm daselbst. Er kömmt aus demjenigen Theil des Imaus, der das Gebirge von Dalanguer genannt wird, durchströhmt das Indostanische Reich, und fällt durch einige weite Oefnungen in den Bengalischen Meerbusen. Sein genauer Ursprung ist unbekannt: er erstreckt sich aber von Elabad bis Calcutta, etwa 540 geographische Meilen; ist an manchen Stellen zwey bis drey Meilen breit, und gleicht zuweilen dem Meer, indem er fast alle übrigen dortigen Flüsse verschlingt. Der vermeinte Ursprung des Ganges ist das sogenannte Kuhmaul; eine Oeffnung eines Felsen, den die Indier mit einem Kuhkopf vergleichen, aus dessen Maul der Strohm, der vorher nirgends sichtbar ist, herabstürzt. Nach glaub=

glaubwürdigeren Angaben, bestehet dieser Felsen aus zwey Stücken, aus deren Spalte das Wasser drey Ellen tief in eine unten befindliche Grube rinnt, aus welcher man es in gläserne Flaschen schöpft, und als ein heiliges Wasser in die entferntesten Länder führt. Ueber diesen Felsen, oder den Wasserfall des Ganges hinaus ist kein Weg, um zur eigentlichen Quelle desselben zu gelangen. Es giebt zwar einige, wiewohl sehr wenige, die auf unvermeidliche Gefahr ihres Lebens, über diesen fürchterlichen Felsen wegklimmen, in Hofnung, die Kelakahischen Gebirge, die Wohnung des Mahadeo und mit dieser die ewige Glückseligkeit zu erreichen: sie finden aber entweder im tiefen Schnee ihr Grab, oder müssen vor Kälte und Hunger umkommen. Dieser gewaltige Strohm hat übrigens, wegen seiner großen Schiffahrt und seines Handels den Namen des Indischen Meers: wegen seines ruhigen und sanften Laufes aber den Namen des stillen Meeres. Die Farbe desselben ist weiß und rein, eine Eigenschaft, die er, ohngeachtet der großen Menge Flüsse, die er aufnimmt, nicht verliert. Die Indier reinigen sich auch darin von ihren Sünden, und verehren ihn als ein Heiligthum. Uebrigens führt der Grund desselben, der bald sandig, bald leimicht ist, weder Gold noch Edelsteine, weder Perlen noch kostbare Muscheln, wie die Dichter von jeher von ihm gerühmt haben; aber das ist gewiß, daß dergleichen Reichthümer dieses Landes seit Jahrtausenden auf

die-

diesem Strohm in andere Länder geführt worden sind. Sein Lauf geht in beständigen, weitläuftigen und mannigfachen Krümmungen fort, und seine reizenden Ufer sind an beyden Seiten beständig mit Städten, Schlössern, Pagoden, Dorfschaften, europäischen Handelsplätzen, Waldungen und andern schönen Lagen und Gegenden geschmückt; welches die Fahrt auf demselben sehr unterhaltend und anmuthig macht, die mancherley Inseln, die ihn zieren, ungerechnet. Auch ist der Fluß reich an allerley wohlschmeckenden Fischen und Schildkröten: er führt aber auch eine Menge sehr großer Krokodille und anderer Ungeheuer; Delphine oder tanzende Meerschweine sieht man allenthalben auf seiner Fläche. Unter den reizenden Lagen, welche die Städte am Ganges bilden, zeichnet sich die von Benares vorzüglich aus. Diese Stadt ist eine der größten und volkreichsten Städte Indiens, und bestehet aus sehr hohen, steinernen, kostbaren Gebäuden, hat aber enge, kothige, unregelmäßige Straßen; weder Mauern noch Festung: aber an beiden Seiten viele Gärten mit bequemen Gartengebäuden, und das Ganze verursacht längs dem Ufer einen schönen und prächtigen Anblick. Von der Stadt steigt man auf hohen mit großen Kosten in Stein gehauenen Treppen zum Strohm herab, an dessen Ufer sich schön gebauete Tempel erheben; auch erblickt man allenthalben eine unzählige Menge Götzenbilder, und eine noch größere Menge Brahmanen, die am Ufer umhersitzen, und allen

Frem=

Fremden und Einheimischen, die sich daselbst von ihren Sünden reinigen wollen, zu Dienste stehen. Diese Beschreibung des Ganges ist ein sehr kleiner Auszug aus derjenigen des berühmten Tiefenthalers, Verfassers einer geographischen Beschreibung von Indostan.

Der Amu.

Oder Gihon, scheinet der bey den Alten so berühmte Oxus zu seyn. Er hat seine Quellen an den Grenzen der kleinen Bucharey, in dem Imaus, oder den hohen Bergen, welche das indostanische Reich von der großen Tartarey absondern. Dieser Strohm fließet von Osten nach Westen, durch die große Bucharey, theilt sich alsdenn im Lande Charasm oder Charisman, vierzig Meilen von seiner Mündung, in zween Arme. Der eine fällt in die caspische See, oder eigentlich in den Golf Carabougas; der andere aber, der ehemals zwölf Meilen nordwärts von dem ersten, auch ins caspische Meer fiel, hat seit etwa hundert Jahren seinen Lauf verändert, und ergießt sich gegenwärtig in den Fluß Khesell, oder, nach andern, in den See Aral.

Der Amur.

Oder Onon, hat verschiedene Quellen. An den Grenzen der großen Tartarey, im 50sten Grade nördl. Breite, kommen zwey Flüsse aus dem

dem Gebirge zum Vorschein, welche Ingoda und Onon heißen; diese vereinigen sich in der Breite von 52 Gr. 30 Min. und nehmen, nachdem sie sich dem Flusse Nerza zugefügt haben, den Namen Schilka an. Dieser Fluß nimmt alsdenn die Flüsse Argoun, Gorbiza, und Albaßin ein, und erhält den Namen Amur, unter welchem er sich aus einer weiten Mündung in das Meer von Kamschatka ergießt.

Der Oby oder Obstrohm.

Entspringt, nach den Berichten einiger, aus dem See Altin, den die Russen Telescoi Osero nennen, unterm 52sten Grad der Breite. Andere verlegen die Quellen desselben mehr südwärts, und zwar so, daß er erst in der Breite von 53 Gr. an einem Ort, wo verschiedene kleinere Flüsse zusammenlaufen, den Namen Oby, welches im Rußischen groß bedeutet, bekommen soll. Die Tartarn nennen ihn Umar. Er ist ein ansehnlicher Strohm, der aber sein Wasser in einem sanften Zuge fortführt, und gewöhnlich etwa 300 Faden breit ist. Sein Boden in der obern Gegend ist steinigt; aber von der Mündung des Flusses Ket an bestehet er aus einer Leimerde. Gegen das Ende, besonders bey der Stadt Beresow, bildet er viele Inseln. Der Oby durchströhmt in mancherley Krümmungen einen großen Strich Landes, theilet sich in verschiedene Arme, die aber doch unter 64 Gr. 30 Min. Br. wieder zusammen

menlaufen. Er trennt sich hierauf abermals in zwey Aeste, die sich aber auch wieder unterm 67sten Grad vereinigen; worauf denn der Strohm aus verschiedenen weiten Mündungen, sich in einen Busen des Eismeers ergießt, den die Russen Obskaia-Guba nennen, und der mit seiner Mündung Nova Zembla gegenüber liegt. Dieser Strohm hat nicht nur reiche Quellen, sondern er nimmt auch sehr große Flüsse auf, als: Catuna, Ket, Tom und Irtis, nachdem diese sich mit dem Tobol vereiniget haben.

Der Pezora oder Peczora.

Entstehet in der russischen Tartarey, in der Breite von etwa 60 Gr. 30 Min. durchströhmt verschiedene nördliche Theile von Rußland, vornemlich diejenigen, die in einigen Karten das Land von Pezera oder Borandav, genannt werden, und fällt ohngefehr im 68sten Gr. nördl. Br. mit verschiedenen Mündungen ins Eismeer.

Der Salinga.

Hat verschiedene Quellen in der Breite von 46 Gr. Der vornehmste Arm kommt aus dem See Kosogoll. Er fließt nach verschiedenen Krümmungen in der Breite von 52½ Gr. in den See Baikal.

Der

Der Lena.

Entstehet in den Gebirgen, zwo Tagereisen von dem See Baikal, in der Breite von 52 Gr. 30 Min. und der Länge von 124 Gr. 3 Min. Er fließt in vielen Krümmungen durch die russische Tartarey, und besonders durch die Landschaft Len, und ergießt sich ohngefehr im 73sten Gr. der Breite aus fünf Mündungen, davon drey gegen Abend, und zwey gegen Morgen gehen, ins Eismeer. Dieser Strohm fließt sanft in einem sandigen Bette, welches hin und wieder mit Felsen umgeben ist. Die Hauptflüsse, die sich mit ihm vereinigen, sind: der Maisurka, Culenga, Wittim, Aldan, Wiljni und Olekma.

Der Jenisei.

Entspringt in der Breite von 49 Gr. im Gebiet des Groß-Mogols, durchströhmt Sibirien, und nimmt verschiedene ansehnliche Flüsse auf, unter welchen der Tunguska, der sich mit dem Angera, der aus dem See Baikal kommt, vereinigt, der vornehmste ist. Er fällt in der Breite von 73 Gr. mit einer breiten Mündung, die voll kleiner Inseln ist, ins Eismeer.

Der Jaic.

Vor diesem genannt Rhymnus, hat seine Quellen in dem Theil des Gebirges Kaukasus,

der

der Ural genannt, in der Breite von 54 Gr. 30 Min. Er fließt durch die russische Landschaft Oufa, und das Königreich Astrachan, und fällt, nachdem er etwa einen Weg von tausend Wersten zurückgelegt, und unter andern auch die Flüsse Ober- und Unter-Küzsel, Or, Sakmara, und Ilek aufgenommen hat, in der Breite von 47 Gr. 30 Min. durch drey Mündungen ins caspische Meer.

Der Jem.

Jemba oder Emba, hat seine Quellen, nach einiger Berichte, in dem Theile des Kaukasus, den die Tartarn Uluk nennen, ohngefehr im 50. Grad nördlicher Breite. Er legt etwa einen Weg von hundert deutschen Meilen zurück, und ist sehr schnell in seinem Lauf, dabey aber sehr seicht, so daß er in der Mündung kaum fünf Fuß tiefes Wasser hat. Er fällt gegen Nordost ins caspische Meer.

Der Hoang-ho.

Oder der gelbe Fluß in China, kommt aus einem See, genannt Tsing-sou-hai; nach andern aber aus den tartarischen Gebirgen, in der Breite von 35 Gr. Nach China kommt er durch eine schmale Oeffnung zwischen zween Felsen und den Provinzen Chan si und Chen si; fließt durch die Landschaft Honan und einen Theil von Kian-

 gern.

gern. Nachdem er etwa einen Weg von sechshundert Meilen zurückgelegt hat, fällt er ins chinesische Meer.

3. Africanische Flüsse.

Der Nil.

Dieser ist der berühmteste unter allen Flüssen dieses Welttheiles. Die Alten suchten die Quellen des Nils in den Bergen, genannt die Mondengebirge. Die Neueren entfernen sie 50 Meilen weiter. Nach ihnen entspringt er an dem Fuß eines Berges in Abyssinien aus zwey tiefen Brunnen, die etwa 30 Schritte von einander liegen, und wird durch die vielen Bäche, die sich gleich anfangs in denselben ergießen, in kurzer Zeit ansehnlich verstärkt. Peter Pais will die Quellen dieses Strohms in dem westlichen Theil von Gojam im 12ten Grade nördl. Breite suchen. Der Strohm tritt bald nach seinem Ursprunge in einen See, und nimmt, nachdem er diesen verlassen hat, seinen Weg südöstlich fort, ändert in der Breite von 20 Gr. seinen Lauf nach Westen, und wendet sich alsdann gegen Norden; worauf er mit vielen Krümmungen Nubien und Egypten durchströhmt, und sich ins Meer ergießt. Die periodischen Ueberschwemmungen des Nils sind eine der größten Merkwürdigkeiten des Königreichs Egypten. Denn da es in dem Innersten dieses Landes fast niemals regnet: so

so würde es nicht einmal die nothwendigsten Lebensmittel für seine Einwohner hervorbringen können, wenn die gütige Natur nicht auf eine andere Art für dieselbe gesorgt hätte. Allein dadurch, daß das ganze Land zu gewissen Zeiten durch den Nil unter Wasser gesetzt wird, wird es nicht allein geschickt gemacht, diejenigen Früchte in Ueberfluß hervorzubringen, die zu dessen eigenem Bedürfniß gehören, sondern es wird auch in die Verfassung gesetzt, eine ansehnliche Menge Korn und andere Früchte in die benachbarten Länder zu führen. Die Ueberschwemmungen des Nils nehmen gewöhnlich drey Wochen nach dem Eintritt der Regenzeit in Aethiopien ihren Anfang. Diese Regenzeit fällt sehr regelmäßig in den Monaten April, May, Juny und July ein. Herr Shaw hat indessen im Jahr 1721 die Beobachtung gemacht, daß damals der Himmel die mehreste Zeit klar und heiter, die Ergießungen des Nils hingegen demohngeachtet sehr beträchtlich gewesen sind. Auch bleibt die eigentliche Veranlassung der regelmäßigen Regen in Aethiopien immer noch unentschieden. Die befruchtende Kraft des Nils liegt übrigens größtentheils in dem Schlamm, den er mit sich führt, und auf den Fluren, als einen Dünger, zurückläßt. Der Strohm bringt davon eine ungeheure Menge mit, und hat dem Lande schon einige tausend jährliche Schichten davon mitgetheilt; ja sogar in dem mittelländischen Meer den Grund zu einer Vermehrung des Erdreichs gelegt; indem

 man

man den Schlamm auf 20 Meilen vor der Mündung des Flusses im Meer antrifft. Diese Erde ist außerordentlich leicht, fühlt sich beynahe wie Staub an, und ist von schwärzlicher Farbe. Der Anfang der Ueberschwemmung geschiehet gegen den 18ten und 19ten Junius. Vom 25sten Julius bis zum 18ten Aug. steigt der Nil sechszehn Picken oder Ellen hoch. Zu den Zeiten des Königs Möris war zur Bewässerung des Landes die Höhe von acht Ellen hinlänglich; zu **Herodots** Zeiten wurden schon sechszehn Ellen erfordert, und heut zu Tage muß der Strohm wenigstens zwanzig Ellen steigen, ehe er das Land überschwemmen kann. Zwey und zwanzig Ellen aber werden erfordert, wenn die Ueberschwemmung von erwünschtem Erfolg seyn soll: woraus zu schließen ist, wie sehr das Land nach Jahrhunderten sich erhöhet. Sobald der Nil anfängt zu steigen, nimmt er eine röthlich grüne Farbe an, welche er dreyßig bis vierzig Tage behält. Das Wasser ist alsdenn ungesund, und hat eine laxirende Kraft, alles dies führt er aus seinen Quellen mit. In der Folge wird er ganz roth, und immer trüber, dabey aber auch gesunder und trinkbar. Durch Zumischung gestoßener bitterer Mandeln, setzt sich das Trübe in einigen Stunden zu Boden. Die rothe Farbe des Nils währet übrigens, bis sich die Gewalt des Strohms im December und Jenner gemildert. Wenn er fällt, und sich in sein Bett zurückzieht, wird er gelb-

gelblicht, und färbt das Seewasser einige Meilen weit, als so weit er auch seine Süßigkeit behält.

Nach einstimmiger Versicherung der Reisenden soll nichts schöners seyn, als der Anblick Egyptens, sowohl im Sommer als im Winter. Wenn man sich im Julius und August auf einem Berge, oder auf der Spitze einer Pyramide befindet, so sieht man ein weites Meer vor sich, aus welchem unzählich viele Städte und Dörfer, die man auf Anhöhen erbauet hat, sich emporheben. Die ganze Wasserfläche ist mit Büschen und Bäumen untermischt, wovon man nur die Gipfel erblickt. Diese reizende Aussicht wird in der Ferne durch Berge umschlossen, die einen angenehmen Gesichtskreis bilden. Im Winter ist ganz Egypten einer schönen Wiese ähnlich, die in tausendfachen Farben das Auge entzückt. Ueberall sieht man Arbeiter und Gärtner nebst unzählichen Heerden Vieh. Die Luft ist, durch den Duft der Blumen, einbalsamirt, und reiner als auf je einem Theile des Erdbodens, und die Natur, welche zu dieser Zeit für alle andere Länder erstorben ist, scheint nur allein für Egypten zu leben.

Der Nil ergießt sich in verschiedenen Ausflüssen in das mittelländische Meer. Strabo gedenkt deren sieben: von diesen Kanälen sind aber, aus Mangel der Reinigung, viere verstopft, und Schiffe zu tragen untauglich.

Außer dem Nil giebt es noch einige andere Ströhme, die ihre Ueberschwemmungen jährlich zu eben so bestimmten Zeiten beobachten. Hieher gehöret der Pegu, der deshalb auch mit dem Namen des indischen Nils belegt wird. Dieser setzt das Land über dreyßig Meilen unter Wasser, und läßt einen höchst fruchtbaren Schlamm zurück, der die besten Viehweiden giebt, und einen so großen Ueberfluß an Reiß hervorbringt, daß man ohne Nachtheil des Landes viele Schiffe voll ausführen kann.

Der Nigerstrohm hat ebenfalls seine Ueberschwemmungen, die das ganze platte Land von Nigritien mit Wasser bedecken. Sie fangen mit den Ergießungen des Nils beynahe zugleich an. Eben diese Bewandniß hat es mit den Ströhmen de la Plata in Brasilien, dem Ganges, Indus, Euphrat, und anderen mehr. Die übrigen Flüsse binden sich mit ihren Ergießungen an keine gewisse Zeit.

Der Niger, oder Senegall.

Kommt nach den Berichten der Neuern aus dem See Burnu, etwa im 11ten Grad nördl. Breite. Man hat lange gestritten, ob der Niger mit dem Senegall einerley sey, und ob jener nicht zwey Arme gebe, deren einer der Gambra, der andere der Senegall genannt werde? Viele Grün-

de bestätigen aber, daß der Senegall kein Arm des Niger, sondern der Niger selbst seyn müsse. Es hält indessen schwer, hierin zu einer völligen Gewißheit zu kommen, da man von dem Ursprunge dieser Flüsse nicht vielmehr, als aus dem Bericht der Einwohner weiß. Einige Europäer halten dafür, der Gambra ergieße sich in den Niger, und dieser sey nur eine Fortsetzung des Senegalls. Andere geben den Niger und Senegall als zwey verschiedene Flüsse an. Es sey indessen der Senegall, so fließt er zwischen dem Lande der Mohren von Sara, und der Negern, von Osten nach Westen in vielen Bogen und Krümmungen, stürzt sich in der Breite von 14 Gr. 30 Min. von dem Felsen Felu herab, von einer Höhe von 180 Fuß, und bildet einen kleinen See. Er streckt hierauf einen Arm von 16 Gr. Br. von sich, welcher der Elfenbein-Fluß genannt wird. Dieser Strohm läuft beynahe achtzig Stunden für sich allein, bildet mit dem Niger die Insel Mersil, und vereinigt sich wiederum mit dem letztern. Ohngefähr 25 Meilen von seiner Mündung verändert der Strohm seine Richtung, geht nach Süden fort, und fällt in der Breite von 15 Gr. 55 Min. nachdem er verschiedene andere beträchtliche Flüsse, unter welchen der schwarze und weiße Fluß bemerkt zu werden verdienen, aufgenommen hat, in das atlantische Meer.

Herr Adanson in seiner Reise nach Senegall versichert, daß der Niger, wenn man einige in demselben hin und wieder vorkommende Untiefen, die sich gar nicht vermeiden lassen, ausnimmt, allenthalben sicher und schiffbar sey. Ob er gleich zu der Zeit, als er ihn befuhr, in seiner größten Abnahme war, so betrug doch seine Tiefe noch zwanzig bis dreyßig Fuß und darüber. Dieser aufmerksame Reisende fand, daß das Meerwasser, welches sonst gewöhnlicherweise sich bis über den Fluß der Mariegoins, auf 15 Meilen von seiner Mündung ausbreitet, in diesem Jahre bis auf 30 Meilen ins Land vorgedrungen war. Die Ebbe und Fluth bemerkte er an der Aufschwellung des süßen Wassers noch weiter. Die größte Höhe der Fluth, wie Herr Adanson sie am Ufer des Meeres gemessen hatte, betrug zu der Zeit, wenn sie am stärksten zu seyn pflegt, mehr nicht, als drittehalb Fuß. Er macht hieraus den Schluß, daß dieser Strohm von Podor, bis zum Meere, das ist in einer Strecke von sechzig Meilen, kaum drittehalb Fuß Senkung haben müsse.

Der Gambia oder Gambra.

Ist seinem Ursprunge nach unbekannt. Einige haben sich vorgestellet, er habe Gemeinschaft mit dem Niger. Stibbs versichert aber, er komme nicht aus einem See, wie der erstere, sondern vielmehr, nach dem Bericht der Schwarzen, aus

aus den Goldgruben, zwölf Tagereisen über Barrakonda. De l'Isle läßt ihn aus einem See im 11ten Grad 40 Min. nördl. Breite herkommen. Er muß eine ansehnliche Länge haben, weil man die Fluth zweyhundert englische Meilen in demselben, von seiner Mündung angerechnet, verspüret. Nachdem er das Reich Modinga benetzt hat, fällt er in der Breite von 13 Gr. nördl. in das atlantische Meer. Gegen den Ausfluß ist dieser Strohm an einigen Stellen fast eine Meile breit, und mit hohen Ufern versehen, welche mit Bäumen von schönem Wuchs geziert sind.

Der Zaire.

Oder der Fluß von Congo, ist, seinem Ursprunge nach, fast gänzlich unbekannt, und so wird er auch in den besten Karten angegeben. Er durchströhmt das Königreich Congo, und nimmt eine große Menge anderer Flüsse in sich, darunter der Berbela, Akilundi, (der aus dem See Akalunda kömmt) und Quinzon, die vorzüglichsten sind. Er führt sein Wasser dem äthiopischen Meere durch eine sehr weite Mündung zu, die, nach dem Bericht einiger, acht und zwanzig Meilen breit seyn soll. Der Zug seines Wassers ist so schnell, daß es 30, 40 und mehr Meilen ins Meer hinein süß und trinkbar ist.

Der Gabon.

Läuft unter der Mittagslinie fort. Obgleich der Ursprung dieses Strohms in das Königreich Gabon oder Pongo verlegt wird, so lassen sich doch seine Quellen nicht zuverläßig anweisen. Die Mündung dieses Strohms befindet sich in dem Meerbusen von St. Thomas, dem Eilande dieses Namens gegenüber, und ist mit vielen Inseln angefüllet, davon die Königsinsel und die Papagayeninsel die vornehmsten sind.

4. Americanische Flüsse.

Der Missisippi.

Ist der vornehmste Fluß in Nordamerica. Seine Länge beträgt an 700 Meilen. Man kennet seinen Ursprung noch nicht genau. Nach der Aussage der Wilden, soll er etwa im 49sten Grad nördl. Breite aus verschiedenen Seen zum Vorschein kommen: doch auf diese Nachricht ist wenig zu bauen. Dieser Strohm nimmt sehr viele Flüsse auf, darunter der Monigona, der sich im 41sten Grad nördl. Breite in ihn ergießt; der Fluß der Jlinois, in der Breite von 39 Gr. 30 Min.; der Missouri oder Pekitanoni, im 39. Grad 15 Min.; ferner, der St. Hieronymusfluß, in der Breite von 37 Gr. und der Akansas, der im 34sten Grad der Breite in den Missisippi fällt,

fällt, die merkwürdigsten sind. Auch gehört der sogenannte rothe Fluß hieher, der, nachdem er einen überaus langen Weg zurückgelegt, und verschiedene Flüsse aufgenommen hat, sich im 31sten Grad nördl. Breite in diesen Strohm ergießt. Die Mündung des Missisippi ist auch noch nicht fest bestimmt; Pat. Hennepin setzt sie in der Breite von 27 bis 28 Gr. andere gehen hievon wieder ab.

Der St. Lorenzstrohm.

Auch der Fluß von Kanada genannt, ist eigentlich eine Sammlung verschiedener Flüsse, und hat mit vielen Seen Gemeinschaft, die in dem nördlichen America gefunden werden. Die Länge dieses Strohms kann man über neunhundert Meilen lang annehmen, wenn man bis zu den Seen Ontario und Erie, von da zum See Huron, alsdenn zu dem See Alemipigo und Christinaux, und endlich bis zum See Assenipoils hinaufgeht; denn die Wasser aller dieser Seen vereinigen sich mit einander, und fallen zuletzt in den Lorenzstrohm. Er nimmt unter einer Menge anderer Flüsse, besonders im 45. Gr. 30 Min. nördlicher Breite, den Fluß der Outaouacs auf, und fällt aus einer sehr weiten Mündung in den Meerbusen von St. Lorenz, der Insel Anticosti fast gerade gegenüber.

Der Amazonenfluß.

In Südamerica, ist vom Herrn de la Condamine ausführlich beschrieben worden. Dieser Strohm, der einen überaus ansehnlichen Weg zurücklegt, entspringt aus einem See, im 11ten Grad südlicher Breite, und nimmt seine Richtung anfänglich nordwärts etwa 6 Gr. weit; gehet darauf gegen Osten bis an das Nordcap, mit der Mittagslinie parallel, und fällt unter dem Aequator selbst in das Weltmeer, nachdem er von Jaen an, da er schiffbar zu werden anfängt, eine Strekke von tausend Meilen (25 auf einen Grad gerechnet) benetzt hat. Er bekömmt sowohl von der Nord- als Südseite ungemein viele Flüsse, darunter sich einige befinden sollen, die über fünf bis sechshundert Meilen lang sind. Dieser Strohm hatte anfangs den Namen Marannon, wurde hierauf Orellana genannt, und führet den ersteren Namen annoch itzt bis an den Ort, wo der Rio negro und Madera in ihn hineinfallen; letzterer scheint in Peru zu entspringen, und vereinigt sich nach einem Lauf von mehr als 670 franz. Meilen mit demselben.

Rio de la Plata, oder der Silberfluß, wurde 1515 vom Juan Dias de Solis entdeckt. Er nimmt die großen Ströhme Parana, Paraguay, ferner den Rio vermego, Rio blanco und andere auf, und fällt in der Breite

von

von ohngefähr 35 Gr. südl. aus einer dreyßig Meilen weiten Mündung in den Ocean.

Dies, meine Kinder, sind zum Theil die ansehnlichsten Ströhme des Erdbodens, die so viel zur Bequemlichkeit des Verkehrs in den Ländern beytragen, und die ihren Anwohnern so mancherley reizende Gegenden darstellen. Rechnet ihr hiezu nun noch die hier nicht benannten immer noch ansehnlichen Flüsse, die mittelmäßigen und die kleinen, nebst der großen Menge Bäche, großer und kleiner Seen, so könnet ihr urtheilen, wie viel Wasser, noch außer dem Weltmeer, den Erdboden überall durchströhmt. Künftig werden wir, unter andern Merkwürdigkeiten und Seltenheiten der Natur, zuerst die Wasserfälle, Berge und Höhlen beschreiben, wobey wir Gelegenheit genug finden werden, die mannigfachen Schönheiten sowohl, als das Erhabene in der Schöpfung zu bewundern.

Zum Beschluß noch ein Paar Kleinigkeiten.

Eine Kinder-Scene,

am Geburtstage ihres Vaters.

Vier junge hoffnungsvolle Töchter veranstalteten zu dem Geburtstage ihres Vaters, des Herrn Gr. von Bl*** — den sie so sehr lieben und verehren, wie von wohlgearteten, gefühlvollen Kindern nur immer sich denken läßt, die das Glück haben, einen so sanften, zärtlichen Vater zu umfassen, der ihnen die beste Erziehung giebt — diese gefühlvollen Kinder, sage ich, veranstalteten ein durchscheinendes Gemälde, welches das Opfer der Dankbarkeit vorstellete, wo diese vier Kinder an einem flammenden Altar ihre Wünsche für das Leben ihres zärtlichst geliebten Vaters zum Himmel schickten. Der Opferplatz selbst stellete eine reich mit Lampen erleuchtete Colonnade vor. Bey diesem Transparent, womit die Kinder ihren Vater überraschten, hielten die beyden ältesten folgende Unterredung:

A. Er ist wieder erschienen, der Tag der Wonne und des Vergnügens; die gütige Vorsehung hat unsere Wünsche erhört: wie werden wir ihr würdig danken?

B. Ja wohl, liebste Schwester, dies Glück übertrift alles; das Liebste, was wir haben, kann uns nicht so am Herzen liegen.

A. Nie sahen Kinder einen zärtlicheren Vater, als diesen, den uns die Vorsicht gab, den sie uns so gütig erhält.

B. Ach! ich bin oft so wehmüthig, wenn mir nur von ferne der Gedanke einfällt: wir könnten ihn verlieren, den besten, den zärtlichsten Vater.

A. Lasset uns fest auf die Güte Gottes hoffen; sie wird ihn uns erhalten. Wir wollen nur stets mit allem Eifer uns bestreben, ihm Freude zu machen; denn die Freude ist des Menschen Leben.

B. Ja wohl, meine Beste, die sanften Freuden der Zärtlichkeit zwischen Eltern und Kindern, sind die wahre Nahrung des Lebens.

A. Sie übertreffen weit alle öffentliche Freuden, so prachtvoll und rauschend sie immer seyn mögen.

B. Ja, wir wollen uns unablässig bestreben, die Freude unserer besten Eltern zu seyn.

A. B. Sehen Sie, bester Vater, das Bild der Dankbarkeit; das Opfer flammt in unsern Herzen, und unser Mund stammelt nur schwach die Töne der kindlichen, der zärtlichsten Liebe und Ehrfurcht. Ach! Sollten wir vielleicht nicht immer so gehorsam gewesen seyn, wie wir es wünschten! — Verzeihen Sie, bester Vater, den schwachen Kindern! — Ach! welche Beklemmung von Liebe und Wehmuth preßt unsere Brust! Wir können nicht weiter reden! — Sehen Sie den stärksten Ausdruck unserer Empfindungen in unsern Thränen, in dem Augenblick, da unsere Lippen schweigen!

(Sie umfaßten weinend die Knie ihres Vaters, und senkten ihr Haupt auf seinen Schooß.)

Die übrigen. Lange lebe unser bester Vater!

C. A. M.

C. A. M.

zum ersten Geburtstage seines kleinen Vetters.

Der Du den Amouretten,
Die um Cytheren schwebten,
Entflohn bist, holdes Knäblein;
Sie folgten Dir wetteifernd
In den Schooß Deiner Mutter,
Die sanft auf Dich herabblickt,
Du Erstgebohrner. Freude,
Viel Freude Deinem Vater
Erweckst Du, meinem Bruder,
Dessen Verbindungstage
Nicht in pompeuser Ode
Ich Wünsche tönte. Schweigend
Empfand mein Herz auch ferne
Die Freude, die ihn krönte.
Blos wünschen? — Ach, wie wenig
Hat dran, wie kläglich wenig
Ein thätigs Herz Genüge!
Nein, überschütten hätt' ich
Ihn mögen, meinen Bruder,
Mit allem was nur immer
Er selbst, bis an sein Ende
Sich wünschen möchte. Niemals

Hat mich der goldnen Sonne,
Der Morgenröthe Purpur,
Die reiche Pracht der Blumen
Ergötzt, daß ich nicht lebhaft
Mich meines Bruders freute,
Und Ihm und dessen Gattin,
Der trauten, lieben Gattin,
Den brüderlichen Segen
Mit stiller Inbrunst schickte. —
Die Freude ihres Lebens
Wirst Du, geliebter Knabe,
Izt doppelt noch erhöhen. —
So wachs' denn auf, Du Kleiner,
Der Tugend wachs' entgegen!
Stets stark, gesund und munter
An Geist und Leibeskräften,
Und sey den besten Eltern
Im Alter Trost und Wonne.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Erzählungen aus der Naturgeschichte für Kinder

Berlin 1796

Paed.pr. 946
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759652-8
VD18 14452731-001